

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2003 118. Jahrgang

Siehe, dein König kommt zu dir!

Eine adventlich-liturgische Betrachtung

Manfred Seitz zum 75. Geburtstag

»Jemand muß singen, Kyrios, wenn du kommst«. So schreibt es die Benediktinerin Silja Walter am Ende eines ihrer Bücher.¹ Bereit sein und singen, wenn Er kommt - eine adventliche Haltung. Gewiß, sie gilt das ganze Jahr hindurch, aber sie wird uns jetzt neu bewußt und wichtig. Zu Beginn des neuen Kirchenjahres sprechen und singen wir vom Kommen Jesu, vom Kommen Gottes in seiner mehrfachen Bedeutung: Wir erinnern sein Kommen damals in Israel, wir feiern seine Ankunft bei uns im persönlichen Glauben und in Wort und Sakrament, wir richten unsere Hoffnung auf seine endgültige Wiederkunft.

Auch in der Liturgie selbst wird das Kommen Jesu Christi, wird die Ankunft des Dreieinigen Gottes bei uns, zum Ausdruck gebracht. Diesem adventlichen Grundcharakter genauer nachzuspüren und nachzudenken ist wichtig, weil Gott ja durch den Gottesdienst in meinem, in unserem Leben ankommen will. Deshalb möchte ich dazu einladen, mit mir einen kleinen Weg zu gehen und an einzelnen, ausgewählten Teilen der Liturgie wie an Stationen zu verweilen.²

Auch meinem Lehrer Professor (em.) Dr. Manfred Seitz ist es ein wichtiges Anliegen, den Gottesdienst als Begegnung mit dem Kommenden zu verstehen.

Dasein und singen, wenn Er, Christus, wenn Er, der Dreieinige Gott, kommt. Können wir das wirklich erfassen, dass da Gott auf uns zukommt, uns sucht, und wir Ihm³ entgegengehen, in jedem Gottesdienst?

Diese »Ankunft« geschieht von Anfang an: Schon im

Confiteor

haben wir eine wechselseitige Begegnung. Wir verstehen den Eingangsteil des Gottesdienstes mehr als Vorbereitung der Gemeinde. Doch auch hier ereignet sich schon die Ankunft unseres Gottes, wenn es heißt: »Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn ...« und »aus eigener Kraft können wir nicht frei werden. Darum sehen wir auf Christus und beten: Gott sei uns Sündern gnädig« (EG 675), oder wenn wir im Adventsconfiteor hören »mitten in dieser alten Welt ... hat mit dem Kommen Christi schon etwas ganz Neues begonnen«.⁴

Hier kommt uns in diesen kleinen Elementen der Verkündigung Gott mit seinem Heil zuvor, er zeigt sich uns als einer, der immer schon da ist und auf uns wartet. Er will, dass wir seine Hilfe und sein Erbarmen erbitten - und nur, weil wir das bereits gehört haben, können wir vor ihm Schuld bekennen und Belastendes in seine Hände legen. Ähnliches erfahren wir beim

Introitus,

den wir zunächst als Eingangsgesang der Gemeinde kennen oder von seiner alten Funktion als Psalm beim Einzug der Amtsträger her verstehen.

Die im Gottesdienst Versammelten bereiten sich dabei auf die Begegnung mit Gott vor. Gleichzeitig ergibt sich die umgekehrte Bewegung, wenn wir fragen, wer eigentlich einzieht: Der Adventsintroitus (EG 742) zeigt uns die Richtung: »Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe« - dies kann als geistliches Motto über jedem Introitus stehen:

Inhalt

■ Artikel

Gabriele Gräter,
Siehe, dein König
kommt zu Dir! 177

Pfarrerverein,
Ordinationsjubiläum 178

Andrea Borger,
Durch die Krise zur Klarheit 181

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 188

Christoph Thiele,
Unsere Gesellschaft
in der Pubertät 184

Siegfried Piephans,
Menschlich verwalten 187

■ Aussprache

Reinhard Schneider,
Führt der Witwen Sache! 189

Bernd Saal,
Falschgeiz bringt
Gemeinden um 190

Friedrich Jehnes,
Es geht ums Geld! 190

■ Bericht

GVEE,
GVEE aktuell 189

■ Hinweis

Frauenwerk Stein,
Lobby f. gesch. Pfarrfrauen 191

■ Bücher

Martin Ost,
Bibel Lesebuch 188

■ Ankündigungen 191

Er, Christus, zieht ein, geht in den Psalmworten mit, wird in den Antiphonen angekündigt und gepriesen. So dient der Introitus als Wegbereitung für den »Ge-rechten und Helfer«, und wir stehen am Weg und lassen uns zurufen: Freue dich, siehe, dein König kommt zu dir! Freut euch, denn jetzt schon, wenn wir die Psalmen singen, will Er kommen, will Er »mir kommen« (in Anlehnung an eine Formulierung Luthers).

Und damit er einziehen kann, ist es gut, Tore und Türen im Herzen und im Leben zu öffnen und manchen Riegel wegzuschieben. Und da, wo ich das nicht schaffe, da kann ich Ihn, der den Schlüssel Davids hat (Off 2,7), bitten, zu öffnen.

Und so zieht er an Weihnachten ein als das Kind, das uns, das mir geboren ist, als unser, mein Wunder-Rat und Friedefürst, dem wir mit dem 96.Psalm ein neues Lied singen (EG 773). Und an Epiphantias kommt er als der Herr über die Mächte, die uns beherrschen wollen und richtet uns auf mit der Gewissheit, dass eben doch in Seiner Hand das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit ist. Und wir antworten »mit Frohlocken« in den Worten des 100. Psalms (EG 776). So ist es ein wechselseitiges Geschehen das Kirchenjahr hindurch: wir kommen an im Gottesdienst und Er zieht ein.

Der Introitus führt uns aber noch weiter. Einerseits zum Volk Israel und zum Vater Jesu Christi, indem wir mit den Psalmen die Gebete aus Jesu eigenem Volk mitbeten, und so auch an Seinem, Jesu Beten zum Vater, teilhaben.

Andererseits bekennen wir uns am Ende jedes Psalms mit dem

Gloria patri

zum Dreieinigen Gott. Eine Schwester der Communität Casteller Ring sagte mir einmal: »Wenn ich mich beim Gloria patri verneige, so stelle ich dabei mein Leben unter den Dreieinigen Gott, ich vertraue mich dem Vater an, der mich geschaffen hat, ich vertraue dem Sohn, der mich erlöst, und dem Geist, der mir beisteht.« Wir vertrauen ihm, weil wir ihn und er uns schon längst kennengelernt haben. Auch hier geht es um eine Bewegung zueinander.

Diese setzt sich fort in den

Kyrie-Rufen:

Gewiss, wir kommen zu Ihm, Christus, mit der Klage und Schuld unseres Leben, und wir schreien manchmal wie der Blinde am Wegrand (Mk 10,46ff)

und die kanaanäische Frau (Mt 15,21ff) - doch wir wenden uns dabei dem zu, der uns als die Mühseligen und Beladenen zu sich hergerufen hat.

Er bittet uns in seine Nähe - und wir antworten darauf.

Noch deutlicher wird es, wenn die Kyrie-Rufe als Akklamationen und anbetender Lobpreis verstanden werden.⁵ Sie beziehen sich meist auf ein Ereignis der Heilsgeschichte entsprechend den Themen des Kirchenjahres. Wir beten den Kyrios als den wirklichen Herrn der Welt an, auch trinitarisch als den Vater, den Sohn und den Hl. Geist. Wir preisen ihn mit dem, was er für uns getan hat, und so kommt er unserem Lobpreis und unserem »Kyrie« immer schon zuvor.

Dadurch werden wir hingeführt zur Eh-rung, Verherrlichung des Vaters im

Gloria in excelsis,

dem der Gesang der Engel ja vorausgeht (Lk 2,14). Es ist gut, wenn wir ihn wie die Hirten auf dem Feld hören und singen, als die Armen, die nur staunend die Geburt des Messias vernehmen und plötzlich erfahren, dass sie zu den Menschen von Gottes Wohlgefallen gehören.

Die Ankunft unseres Gottes in seinem Wort, in den

Lesungen und in der Predigt

ist leichter zu erfassen - sie ergibt sich wie von selbst: im Aufstehen, ev. durch einen kleinen Einzug mit Kerzen, der das Evangelium begleitet, durch »Ehre sei dir, Herr - Lob sei dir, Christus«.

Über die uns zuvorkommende Gegenwart Gottes in seinem offenbaren Wort ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden, so dass ich es hier nicht weiter ausführe.

Im

Credo

antworten wir zunächst auf die verkündigte Botschaft. Doch auch da geschieht das Kommen Gottes. Denn indem ich und wir als Gemeinde einen wichtigen Inhalt unseres Glaubens aussprechen, wird er zugleich für mich selber und andere hörbar und damit lebendig. Und in diesem Vorgang geschieht auch Begegnung: mit dem Gott, »der alles geschaffen hat«, mit dem Sohn, der »für uns Menschen und zu unserem Heil« zu uns gekommen ist, der »hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten« ist, und mit dem Geist »der Herr ist und leben-

dig macht«.

Was ich, was wir da sprechen, sinkt in uns ein, »kommt bei mir an« und kann in einer schwierigen Lebenslage dann eine große Hilfe werden, z.B. wenn ich einmal »hinabsteigen« muß und mich an den erinnere, der diesen Weg für mich schon gegangen ist.

Nun verdichtet sich die Begegnung mit Gott im Abendmahl und in der Abendmahlsfeier auf besondere Weise.

Wir gehen Ihm entgegen - Er kommt - und dies vollzieht sich in mehreren Schritten, die alle für sich je neue Begegnung bedeuten.

Wir bereiten uns darauf mit den

Präfationsversikeln

vor: Noch stärker als beim Introitus scheint mir hier die innere Hinwendung zu Gott, zum kommenden Herrn, zu sein, und es tut uns gut, wenn wir einmal bewusst innerlich mitgehen, sei es, dass wir die Mahlfeier leiten, sei es, dass wir sie einfach nur mitfeiern:

Wir wenden uns zu Ihm in dreifacher Weise:

- mit der Bitte um seinen Beistand, denn ohne ihn können Menschen sich auf diese Begegnung nicht einlassen;
- in der inneren Haltung »die Herzen in die Höhe«, d.h. mit unserer ganzen Person und allem, was uns »am Herzen liegt«, offen und bereit. Wir schauen dabei weg von dem, was uns hier nach unten zieht, und blicken auf Ihn, den Kommenden.
- in der wechselseitigen Aufforderung zum Dank; sie ist eine Hilfe gegen die innere Verdrossenheit und Vergesslichkeit, die uns immer wieder einholen, sie lässt uns aus einer Lebenshaltung ohne Dank wieder herausfinden.

Und während wir uns um die Ausrich-

Das Ordinationsjubiläum 2004

findet am
Montag, 19.7.2004
in Ansbach statt.

Die Predigt und das Ordinationsgedächtnis wird Regionalbischof Helmut Völkel, Ansbach, halten.

Eingeladen sind alle Jubilare und Jubilarinnen, die

**1934, 1939, 1944,
1954, 1964, 1979**
ordiniert wurden.

tung auf Gott hin mühen, kommt er auf uns zu im

Großen Dankgebet,

in dem sich die Begegnung auf das Wesentliche konzentriert.⁶

Er begegnet uns im ersten Teil als der Schöpfer der Welt, wie es in der Lima-Liturgie heißt, der Geber des Lebens und aller guten Gaben, der sich uns als der Vater⁷ liebevoll zuwendet. Eine geistliche Übung kann es sein, jedesmal in diesen ersten Teil der Präfation einen bestimmten Dank innerlich mit hinzuzulegen, gewissermaßen im übertragenen Sinn etwas auf den Altar zu legen, wofür man dem Vater in besonderer Weise dankt.

Diese Begegnung mit Ihm, der uns Gutes will, ist »heilsam«, wie es zu Beginn der Präfation heißt.

Und wer nicht danken kann? Oder wer verstummt ist in Sorge und Trauer?

Für den kann der Mittelteil der Präfation hilfreich sein, in welchem der Dank für die ganz andere und besondere Gabe, für Christus, vom Vater »der Welt zum Heil gesandt«, zum Ausdruck kommt.

Der Dank und die Begegnung mit ihm geschieht auch hier über die Erinnerung an das, was er für uns getan hat: Er hat uns »durch seinen Tod Vergebung der Sünde und durch sein Auferstehen das Leben« geschenkt.

So kommt Christus durch die Worte der Präfation jedesmal neu bei uns an.

Denn es gilt ja uns, der Gemeinde, und mir persönlich:

»Dass Christus als das Licht in unsere Finsternis kommen will« (Advent), dass in ihm »Mensch geworden ist dein ewiges Wort« (Weihnachten) und dass »Er ist auf Erden erschienen und hat mit uns geteilt unser sterbliches Leben und hat uns erneuert durch das Licht seines göttlichen Wesens« (Epiphania).⁸

Wir nehmen das in uns auf, wenn wir es sprechen oder singen, und wenn wir es hören. Wir ziehen es mit der Er-Innerung ins Innere, wir lassen Christus dabei ganz nahe an uns heran, wir bereiten uns auf das Mahl. Dort werden wir teilhaben an dem, was vorher in der Präfation gesagt und gesungen wurde: Er kommt zu uns, zu mir, als »mein Heil«, er heilt, was in mir zerbrochen ist, sein Sterben zeigt mir das offene Herz des Vaters. Sein Verzeihen, seine Auferstehung verheißt mir ganz persönlich die Fülle des Lebens.

Er kommt zu uns, zu mir als »Licht in der Finsternis«, auch an den Ort des Todesschattens: an meinen Schreib-

tisch, wenn ich deprimiert nicht mehr weiter kann. Er kommt zu mir, wenn ich auf der Intensivstation liege.

Das gilt, hier und heute. Damit ich ihn wirklich »zu allen Zeiten und an allen Orten« loben kann. Denn er hat für mich den Todesstreifen durchquert und nimmt mich mit in seine Klarheit.

Und das geschieht, wenn ich das kleine Stück Brot empfangen und den Schluck Wein trinke:

Da spricht er zu mir »als das ewige Wort«, und dann klärt sich etwas in meiner Seele.

Da bleibt er treu an meiner Seite, bei mir und neben mir als mein Bruder, als Begleiter in diesem so anfälligen und zerbrechlichen Leben. Er kennt es und hat es geteilt bis in die Schmerzen des Todes.

Da werde ich getröstet, mit ihm wird etwas neu. In meinem Herzen beginnt etwas zu leuchten, ein »Abglanz seines göttlichen Wesens«.

So wird die Erinnerung an Jesus Christus hier im Singen und Beten der Präfation, oder auch in anderen anamnetischen Gebeten, zur Vor-Erfahrung seiner Gegenwart, seines Heiles. Gelegentlich kann man das besonders feiern, indem die Präfation mehrmals mit einem Lobpreis unterbrochen wird, z.B. mit dem Gesang »Alle danken dir« (Confitemini Domino) aus Taizé.

Das führt uns weiter hinein in das Gotteslob, in die Anbetung des heiligen Gottes im

Sanktus:

Die Präfation schließt mit der Aufforderung dazu - oder, in der alten Fassung, mit der Bitte der Gemeinde,⁹ mit den Engeln gemeinsam »unter dem offenen Himmel« in der Kraft des Hl. Geistes Gott anbetend und ohne Ende lob-singen zu dürfen. Gerade die frühere Form der Bitte macht deutlich, dass hier etwas Ungeheuerliches geschieht, das wir aus eigener Kraft niemals könnten: Gott als dem Heiligen begegnen und vor seinem Angesicht stehen zu dürfen. Geht das überhaupt? Müsstes wir nicht wie Jesaja vergehen?

Durch Ihn aber, Christus (»durch welchen ... loben die Engel ...«) können und dürfen wir einstimmen ins Gotteslob, mit aller Freude, aber auch mit all dem Schweren, mit aller Not.

Denn »alle Lande sind seiner Ehre voll« (Jes 6,3):

Eine großartige Aussage, eine Verheißung, die jetzt schon, wenn wir sie singen, gilt: Kein Teil der Welt oder mei-

nes Lebens bleibt finster und leer, kein Landstrich ist ausgenommen von der Ehre, der doxa (kabod), der Herrlichkeit Gottes: Sie leuchtet hinein in das Land meines Inneren, ins Haus meines Lebens, auch in dunkle Kammern. Sie leuchtet in unsere Gemeinden, sie leuchtet in den Flüchtlingslagern im Congo oder auf einem Friedhof in der Großstadt. Überall will Er uns nahe sein, der Heilige und Dreieinige Gott, das erfahren wir hier an seinem Tisch, unter dem offenen Himmel mitten in der Liturgie.

Dann geschieht aber eine eigenartige Bewegung im Weitersingen vom Sanktus zum

Benedictus, qui venit:

Vom offenen Himmel blicken wir zurück auf die Straße. Genauer: auf die Straße in Jerusalem, wo einer einzieht auf einem Esel, arm, gewaltlos, ohne Status-symbole, und wir erinnern uns an den Adventsintroitus!

Sie haben in ihm damals den erkannt, der im Namen Gottes kommt und den sie um Hilfe anrufen: »Hoschianah! ...gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn!« (Mt 21,9)

Wir indessen erkennen im Jubel des Einzugs auch - im Hinblick auf die Einsetzungsworte - den, der wenige Tage später wiederum auf der Straße dahingetrieben wird, den König mit der Dornenkrone, der unter dem Kreuz zusammenbricht und verspottet wird, weil er sich nicht selber helfen kann.

Dies alles kann in unserem Herzen lebendig werden, wenn wir nach dem Dreimalheilig das Benedictus singen: Voll Vorfriede preisen wir den, der wie ein Armer zu uns kommt, um uns da zu helfen, wo wir jeweils am Straßenrand stehen. Wir singen dem zu, der uns begegnet auf dem Kreuzweg, auf der Via Dolorosa, und uns mitnimmt auf dieser Straße, wenn unser Kreuzweg beginnt. Dem wir zur Seite gehen dürfen in seinem Leiden.

Und in ihm, dem König¹⁰ auf dem Esel und dem König mit der Dornenkrone, erkennen wir Gott selbst, und die Art und Weise, wie er uns entgegengeht. Zur Feier der Gegenwart Christi mit den

Einsetzungsworten

möchte ich hier nicht viel schreiben, dazu wäre eine eigene Betrachtung nötig.

Wichtig ist mir, dass im erinnernden Feiern der gegenwärtig wird, der dann im Mahl, in der Austeilung, zu mir und zur ganzen Gemeinde wirklich kommt:

Er kommt ganz persönlich (»mein Leib«), er kommt mit seinem Leiden in unsere Zerbrochenheit hinein.

Das wird besonders deutlich, wenn das Brot, die Hostie, auch zerbrochen wird, und gelegentlich die zweite, gut bezeugte Lesart aus 1. Kor 11, 24, »für euch gebrochen«, ergänzend mitrezitiert wird, (so wie sie noch in alten Lutherbibeln zu finden und in der Ostkirche gebraucht wird). Menschen, denen die Brüche in ihrem Leben weh tun, erfahren hier einen großen Trost und erleben, dass alles Bittere in der Nähe Christi verwandelt werden kann.

Ja, Er ist für mich, für uns. Er schenkt uns sein ganzes Leben (»mein Blut«) und seine Vergebung, und verbindet uns neu und für immer mit dem Vater (»der neue Bund«).

Und dieses Wunder und Geheimnis erfahren wir einerseits in der Gegenwart des Auferstandenen, verkündigen es gleichzeitig »bis er kommt in Herrlichkeit« und bitten im

Vaterunser

weiterhin um das Kommen der Gottesherrschaft.

Doch bevor wir Christus so in Brot und Wein begegnen, treten wir gewissermaßen noch einmal einen Schritt zurück, halten ein, und ehren den, der zu uns kommen will, im

Agnus Dei

als das Lamm Gottes.

Hier haben wir erstaunlicherweise ein retardierendes Moment, als wenn die ganze Gemeinde den Atem anhält und alles still wird. Ich finde es immer schön, wenn dies auch äußerlich zum Ausdruck kommt: Wenn alle stehen bleiben und in Anbetung den Kommenden grüßen:

Dich ehren wir, der du das Lamm bist, das unser Leben, mein Leben, trägt und erträgt, mit allen Schwachheiten und meinem Kummer.

Dich bitten wir um deine Barmherzigkeit für unser Versagen und die innere Verlorenheit, die man manchmal mit sich herumschleppt.

Dich bitten wir um Deinen Frieden, den wir selber nicht zuwege bringen, den Frieden unter uns und mit dem Vater.

Ein besonders gestaltetes Agnus Dei aus Taizé oder aus einer anderen Tradition kann den Charakter der Anbetung gelegentlich neu verstärken und verdeutlichen.

Das Agnus Dei gehört zu den Akklamationen - wir grüßen den einziehenden König, der uns jetzt gleich ganz nahe

ist, sehr persönlich. Wir empfangen ihn mit großem Ernst und wohl auch mit Erschrecken über uns selbst, aber dennoch getrost. Denn wir empfangen den König, der gleichzeitig das Lamm ist und leidet, mit und für uns leidet.

Und wir grüßen den Erhöhten, der immer noch die Wundmale trägt.

Was wir hier singen, hat eine universale Perspektive: » ... der du trägst die Sünd der Welt« (Joh 1,29), das heißt, der da kommt, nimmt die Schuld, das Versagen, die Dunkelheiten der ganzen Welt auf sich. Das hat ihn das Leben gekostet. Er trägt sie jetzt, immer noch und immer wieder, in der Kraft seiner Auferstehung.

Und hier bündelt sich für mich wie in einem Brennpunkt die Bedeutung der Ankunft Christi für jeden von uns persönlich wie für alle Menschen in geradezu kosmischer Weite.

Und auch wenn mitten im Gottesdienst seltsame Gedanken im Kopf herumgehen, Ungeklärtes aus dem Herzen aufsteigt, die Not der Welt noch präsent ist - darauf darf ich vertrauen:

Sein Frieden gilt, für mich wie für die Menschen in Afrika und im Nahen Osten, der Frieden des Lammes, das gelitten hat und dem nun alle Ehre gebührt.

Ist dann der Friedensgruß gesprochen, vor oder nach der Austeilung, und geben wir ihn weiter, so wird deutlich: Es ist alles gut zwischen Gott und den Menschen, zwischen mir und Ihm, weil Er selbst sich uns gibt. Er zieht ein und will bei uns wohnen - wie ein guter Freund und Bruder, Er, der König der Welt!

Und wir erfahren etwas von der Freude, die »niemand von uns nehmen« (Joh 16,22) kann.

Nach dem Abendmahlsdank und mit

Entlassung und Segen

ist seine Gegenwart nicht zu Ende. Denn hier wird uns zugesprochen, dass Sein Kommen im Gottesdienst zur Ankunft Christi im Alltag werden kann:

Sein Angesicht schaut liebevoll auf uns, leuchtet auf unserem Weg, seine Güte und sein Frieden sind bei uns eingezogen und wir nehmen sie mit in unseren jeweiligen Lebenszusammenhang: Wo auch immer ich mich nach dem Gottesdienst wiederfinde, Er bleibt und geht mit.

Christus bleibt und kommt doch immer wieder an: Von Gottesdienst zu Gottesdienst, aber auch in der Begegnung mit dem biblischen Wort und den Menschen in unserem Lebensbereich erfah-

ren wir gleichzeitig seine Gegenwart und immer wieder neue Ankunft. Wir erleben uns als diejenigen, die wieder weg- und weitergehen, und Ihn als den je neu Kommenden.

Und so bereiten wir uns auf sein letztes Kommen mit der - auch gottesdienstlichen - Bitte: Amen, ja, komm Herr Jesus!

Ja, komm auf uns, komm auf mich zu, »bevor du nie mehr kommst, weil du da bist«.¹¹

*Gabriele Gräter,
Pfarrerin in Nürnberg*

Ich danke Dekan Christian Schmidt, Nürnberg, und meinem Mann für das Korrekturlesen und hilfreiche Beratung.

1. Silja Walter, Die Beichte im Zeichen des Fisches, Freiburg 1999, S 204.
2. Zum Verständnis der Liturgie habe ich folgende Literatur in Auswahl benutzt:
3. H. C. Schmidt-Lauber/M.Seitz(Hg.), Der Gottesdienst, Stuttgart 1992; O. Dietz, Unser Gottesdienst, München 1989; Fr. Kalb, Grundriß der Liturgik, München 1965; A. Adam, Grundriß Liturgie, Freiburg 1998
4. Wenn ich im Folgenden »Er« und »Ihm« schreibe und damit Christus oder den Dreieinigen Gott meine, so ist mir dabei die Diskussion um die männlichen oder weiblichen Aspekte im Gottesbild sehr wohl bekannt. Ich habe mich lange Jahre mit der Feministischen Theologie beschäftigt. Die Offenbarung Gottes in Jesus von Nazareth und die Weise, wie er uns den Vater zeigt, sind für mich jedoch so grundlegend, dass ich mich auch sprachlich daran orientiere.
5. Christian Schmidt, Liturgische Entwürfe für das Kirchenjahr, Bd.1, Nürnberg 1999, S 8
6. siehe dazu die Kyrie-Akklamationen im Evang. Gottesdienstbuch, Taschenausgabe, Berlin 2001, S 521ff und bei Christian Schmidt, Liturgische Entwürfe für das Kirchenjahr, hg von LLKB u. Gottesdienstinstitut, Bd 1-4, ausgeführt zu jedem Gottesdienst.
7. so M. Seitz in Schmidt-Lauber/Seitz, Der Gottesdienst, aaO S 180: »Die Präfation sagt das Wesentliche über das in der Liturgie nun Kommende, über den im Sakrament Kommenden aus.«
8. in Anlehnung an Jes 63, 16 und 66, 13 könnte man hier natürlich auch sagen »wie ein Vater oder wie eine Mutter«.
9. Präfationen nach dem Evang. Gottesdienstbuch, Taschenausgabe, S 615; 617f
10. bish. Agende I: »... laß auch unsere Stimmen uns vereinen« s. Dietz, aaO, S 152f und Seitz, aaO, S 182
11. Mir ist der Königstitel für Christus gerade in seiner doppelten Bedeutung wichtig: Der wie ein Herrscher geehrt wird, wird dazu erst auf dem Kreuzweg, auf der Straße ins Leiden. Der dornengekrönte König aber zieht uns auf dieser Straße mit durch den Tod und die Hölle hindurch.

Durch die Krise zur Klarheit

Strategische Steuerung in Gemeinden, Einrichtungen und Ämtern

Nicht nur in der Evang.-luth. Kirche in Bayern taumeln derzeit Gemeinden und Dekanate, kirchlichen Einrichtungen und Träger von einer Kürzungsvorgabe in die andere. Die massiven Umschichtungsprozesse im Bereich der »theologisch-pädagogischen« Stellen der bayerischen Landeskirche, also der Pfarr- und Diakonienstellen, bedeuten für manche Regionen einen Verlust von mehr als 20% dieser Stellen, während andere Regionen in diesem Feld (zunächst) stabil bleiben oder sogar Zuwächse verzeichnen können. Dazu kommt jetzt allerdings in der Fläche der gesamten Landeskirche eine Haushaltskonsolidierung, die in summa die Gemeinde- und Dekanatshaushalte (rechnet man die Gehaltssteigerungen der nächsten Jahre mit ein) wohl mit durchschnittlich 20% realer Kürzung treffen wird – eine Kürzung, die im Verlauf von drei Haushaltsjahren erbracht werden soll. Das evang.-luth. Dekanat Nürnberg hat darauf bereits im Juni 2003 mit einem sofortigen Einstellungsstopp reagiert, um Entlassungen vermeiden zu können. Jede Gemeinde oder Einrichtung, deren Sekretärin, Jugendleiterin oder Hausmeister in der nächsten Zeit geht, wird sich umschauchen müssen, wie die Arbeit – vielleicht mit Hilfe der Nachbargemeinde oder –einrichtung – in Zukunft bewältigt werden kann.

Ähnliches ist aus dem Bereich der katholischen Kirche zu hören; in den bayrischen Bistümern z.B. sind die Leitungsgremien und –personen, auch unter dem »Berlin-Schock«, ebenfalls zu schmerzhaften Haushaltskonsolidierungen genötigt und entschlossen.

Orientierungsnot

In dieser Situation treten einige Schwächen kirchlicher Organisation deutlich zutage, die unter normalen, stabilen Bedingungen gar nicht so auffallen, auch wenn sie immer wieder schon ein Ärgernis gewesen sind und manchmal – wie im Fall des entgleisten Münchner Dekanatshaushaltes – auch zu ersten Symptomen geführt haben. Jetzt aber behindern sie alle, die die durch Kürzungen neu entstandene Situation zu verarbeiten suchen:

- Mit welchen Kompetenzen kann (bzw. muss) die »mittlere Ebene« der Dekanate, die für die Umsetzung der Kürzungen zuständig ist, rechnen?

Kann sie im klar vorgegebenen Rahmen eine Neuverteilung von Stellen und Geldern eigenständig vornehmen, oder hat sie mit zahlreichen Restriktionen, Einzelvorgaben und wechselhaften Rahmendaten von landeskirchlicher Seite umzugehen?

- Wer ausser den meist ca. drei bis vier Weisen pro Dekanat durchschaut eigentlich kirchliche Haushaltspläne? Welcher gemeindliche oder dekanatliche Finanzausschuss weiss präzise, wo die »fetten Brocken« liegen, und wo kaum Kosten im nennenswerten Umfang einzusparen sind?
- Welcher Kirchenvorstand, welche/r geschäftsführende Pfarrer/in, welche/r Kirchenpfleger/in kann die Baulast einer Gemeinde und ihre Aufteilung auf die unterschiedlichen Immobilien ohne viel Aufhebens beziffern?
- Wie viele Pfarrstellen sind in ihren Aufgabenbereichen und dem jeweils dazu gehörigen Zeitbudget so genau beschrieben, dass leicht zu sagen wäre: »Diese oder jene Bereiche müssten bei einer 50%igen Kürzung wegfallen«?
- Wo sind die Kompetenzen in der Personalführung so klar geregelt, dass Mitarbeiter/innen, denen zumindest einschneidende Veränderungen ihrer Arbeitssituation bevorstehen, zeitnah Informationen bekommen und Ansprechpartner/innen finden, um ihre persönliche berufliche Zukunft planen zu können?

Wer auf die hier gestellten Fragen eine sichere und beruhigende Antwort geben kann, darf trotzdem weiterlesen – allerdings wird er oder sie die Dringlichkeit nicht ganz nachvollziehen können, mit der viele Haupt- und Ehrenamtliche in der Kirche derzeit nach Orientierung fragen für die nächsten Jahre kirchlicher Entwicklung an ihrem Ort.

Gefragt: Souveräner Umgang mit komplizierter Lage

Einige der hier angedeuteten Probleme lassen sich nur auf der landeskirchlichen Ebene lösen. Dazu gehören die Ungereimtheiten im Planungs- und Leitungsbereich, die u.a. in den derzeit anlaufenden (Teil-)Handlungsfeldkonferenzen deutlich werden. Eine zielgerichtete, tabulose Klärung von Aufgaben lässt sich hier bislang noch nicht

erkennen. Andere Kompetenzüberschneidungen, die dazu führen, dass eine Seite auf die andere wartet, können auf Dekanatebene bereinigt werden – am Beispiel der Personalführung: Leitungspersonen der Gemeinden erwarten »vom Dekanat« Information der Mitarbeiter/innen, »das Dekanat« hat im Normalfall keine Instanz, die sich dafür eindeutig zuständig fühlt, und weiss die Mitarbeiter/innen bei »ihren Gemeinden« aufgehoben.

Eine Quelle steter Unklarheit bilden die Finanzierungsströme, die beinahe für jedes kirchliche Aufgabengebiet anders und meistens ziemlich kompliziert sind, nämlich verquickt mit staatlichen Zuschussvorgaben wie bei der Erwachsenenbildung und den Kindergärten oder der Jugendsozialarbeit, abhängig von Sonderzuwendungen und Projektmitteln der Landeskirche, in geschichtlich gewachsenen Einzelfallregelungen zwischen Gemeinde- und Gesamtkirchengemeindehaushalt aufgeteilt – und das alles versteckt in der Systematik kameeralistischer Haushaltsführung, deren Grundphilosophie heisst: »Es ist ja egal, wo das Geld herkommt, Hauptsache, es geht am Ende auf.« Echte Kostenrechnung, deren Name daher kommt, dass sie sichtbar macht, welche Bereiche kirchlicher Arbeit wieviel an Geld und Arbeitszeit kosten, gibt es nicht, und es ist bislang noch sehr aufwändig, sich an der einen oder anderen Stelle darüber Aufschluss zu verschaffen. Das ist schade, denn wer kann über Prioritäten in Zeiten rapide knapper werdender Mittel fundiert befinden, ohne eine Vorstellung vom Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag zu haben? Zumindest ist das – neben inhaltlichen Argumenten oder bindenden Verpflichtungen gegenüber Menschen und Institutionen – ein weiteres gewichtiges Kriterium.

Umso wichtiger ist es, angesichts solcher Stolpersteine die hohe Anforderung der Krisenbewältigung listig und zielstrebig anzugehen. Besonders die Zielstrebigkeit ist unter nicht-idealen Bedingungen ein wichtiges Stichwort: Es sollte nicht beim blossen Durchwursteln bleiben mit einem Gefühl, mehr schlecht als recht »überlebt« zu haben. Wenn schon Kürzungen und mühseliger Umbau, dann doch bitte auch so, dass die Prioritäten stimmen – vielleicht sogar besser als zuvor! Das

könnte die Gunst der Stunde sein. Solche Zuversicht, dass sich die Krise in dieser Art als Chance erweisen möchte, setzt allerdings einen entschiedenen Gestaltungswillen voraus – und die Mittel und Wege, ihn zu nutzen. Im Dekanatsentwicklungsprojekt »E.i.N. (Evangelisch in Nürnberg)« sind auf der Ebene von Gemeinden, Regionen und Dekanat einige Erfahrungen mit Planungs- und Steuerungsinstrumenten entstanden, die dafür hilfreich sein könnten.

Wie kommen wir zu Prioritäten, die stimmen?

Vielerorts ist jetzt eine Situation entstanden, die mit »business as usual« nicht mehr gut bewältigt werden kann. Allerdings sind die Umschichtungen und Kürzungen oft nur noch der berühmte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Gefühle von Überforderung, eine zu weit verzweigte und zeitraubende Gremien- und Sitzungskultur, ein eher wucherndes als klar konturiertes Tätigkeitsspektrum, Handlungsbedarf im Bereich der Personalentwicklung und der dringende Wunsch nach besserem Kontakt zur Mehrheit der Kirchenmitglieder haben sich in den letzten Jahren zu einem Paket von Herausforderungen figuriert, das sehr unterschiedlich gut bewältigt werden konnte.

Bei »Evangelisch in Nürnberg« lautete schon vor den Kürzungswellen ein Schlüsselwort: Konzentration. Bereits unter (noch) stabilen personellen und finanziellen Voraussetzungen haben auch anderswo Gemeinden und Dekanate – z.B. im Rahmen von Gemeindeberatung – nach einer inhaltlichen Ausrichtung gesucht, die den Arbeitsalltag weniger überbordend und das äussere Erscheinungsbild klarer werden lässt. Die »Perspektiven und Schwerpunkte« der ELKB und deren Handlungsfeldkonzept sind ebenfalls als Ansätze zu sehen, das kirchliche Handeln neu zu strukturieren. Seit längerer Zeit wird – besonders im Zusammenhang mit Citykirchenkonzepten – um Konzentration und Schwerpunktbildung von Gemeinden einer Region geworben¹.

Was allerdings noch selten so deutlich angesprochen wurde wie bei »Evangelisch in Nürnberg«, ist die fast überall spürbare Notwendigkeit, Dinge bleiben zu lassen, die bisher als auch noch wünschenswert und machbar, wenn nicht als selbstverständlich galten. Ein noch besserer Konfirmandenunterricht, diese und jene neue Gottesdienstformen

zusätzlich im Programm, Mutter-Vater-Kind-Gruppen, möglichst professionelle Öffentlichkeitsarbeit, ein Gospelchor mindestens so schön wie in der Nachbargemeinde, intensive und zuverlässige Begleitung der Ehrenamtlichen – es ist ganz heilsam, sich einmal vor Augen zu führen, was in den letzten Jahrzehnten alles »dazugekommen« ist und die Haupt- und Ehrenamtlichen oft in einer Weise auf Trab hält, die für den geistlichen Tiefgang und die Ausstrahlung kirchlichen Lebens nicht eben förderlich ist. Hier ist eine Trendwende angesagt, die durch die Mittelkürzungen lediglich einen scharfen zusätzlichen Akzent erhält.

Schlagwortartig geht es um ein konsequentes Umdenken von Quantität in Richtung Qualität. Wenn Haupt- und Ehrenamtliche in einer Gemeinde oder einer kirchlichen Einrichtung wie der Jugendarbeit tatsächlich Schwerpunkte setzen wollen, die ein innovatives, die Grenzen bestehender kirchlicher Gemeinschaft überschreitendes, also missionarisches Handeln ermöglichen, dann brauchen sie dafür Spielräume. Andersorts kann Schwerpunktsetzung heissen, die kirchliche Basisarbeit von Gottesdienstgestaltung, Kasualien, Seelsorge und Unterricht treu, gut vorbereitet und liebevoll zu verrichten und deswegen weitergehende Ansprüche zurückzuweisen.

Strategische Steuerung statt Einzelfallreparatur

Wie lassen sich Prioritäten theologisch begründet und für die Menschen am jeweiligen Ort passend formulieren – und wie lassen sie sich dann im kirchlichen Alltag auch noch umsetzen und durchhalten? Gemeinden und Einrichtungen, die in den letzten Jahren diese Fragen für sich bereits bearbeitet haben, werden sich jetzt wahrscheinlich auch mit den Kürzungen leichter tun; sie werden mit »homöopathischen Verdünnungen«² oder mit leichten Umbaumaßnahmen reagieren. In anderen Gemeinden – oder regionalen Verbänden von Gemeinden und Einrichtungen – ist dagegen eine gründliche Inventur und Neuausrichtung angesagt.

Gründlich heisst vor allem, tatsächlich umzuschalten von einer additiven Logik (»Alles dies und das auch noch«) in eine Entscheidungslogik (»Dieses ja, jenes nein«). Das ist nicht leicht, weil zur kirchlichen Kultur Harmonieansprüche und prinzipielle Gutwilligkeit gegenüber allen Menschen gehören, und das ist für

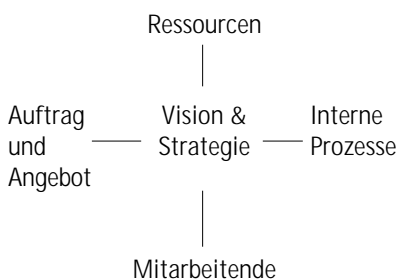
aktiv abgrenzendes Verhalten hinderlich. Manchmal hilft es, sich klarzumachen, dass de facto natürlich niemals alle berechtigten Ansprüche von Kirchenmitgliedern befriedigt werden können, und dass, den Ansprüchen zu folgen, meistens bedeutet, den lauten Stimmen zu folgen und die leisen zu überhören. Inzwischen wird der Druck der Mittelkürzungen allerdings so stark, dass ohne lange Diskussionen Arbeitsbereiche aufgegeben oder umgestaltet werden, die noch vor kurzem unantastbar gewesen wären. Die additive Logik wäre aber nicht durchbrochen, sondern lediglich umgekehrt, würde eine Gemeinde oder Einrichtung jetzt einfach mehr oder weniger zufällig einzelne Posten aus dem Angebot herausstreichen, z.B. die Jugendgruppen eben sich selber überlassen, weil eine Hauptamtliche gerade geht, die bisher die Jugendarbeit gemacht hat.

Strategische Steuerung nimmt dagegen das Ganze der vorhandenen Aufgaben und der vorhandenen Mittel in den Blick und bestimmt auf der Basis von inhaltlichen, also geistlichen und theologischen Überlegungen und soziologischen Erkenntnissen die Schwerpunkte für die nächsten Jahre. Das setzt im Kirchenvorstand, Dekanatsausschuss oder anderen Leitungsgruppen kirchlicher Einrichtungen ein Interesse an den Ressourcen ebenso voraus wie die Bereitschaft, inhaltlich verbindliche Aussagen zu machen, Kriterien und konkrete Ziele zu formulieren und sich in der Leitungsarbeit auf diese Ziele zu konzentrieren, statt Einzelfragen zu bearbeiten. Sitzungen, in denen 20 Minuten lang über die Anschaffung eines Reinigungsgerätes für den Hausmeister diskutiert wird, sollten endgültig der Vergangenheit angehören. Statt dessen brauchen der Hausmeister und sein/e Vorgesetzte/r klare Vorgaben vom Kirchenvorstand, wie die knapper gewordene Zeit einzusetzen ist, brauchen Dekanatsausschüsse einen Überblick über die dekanatlichen Aufgaben und ihre Ausstattung sowie einen Grundkonsens im Blick auf Schwerpunkte.

Das Instrument »Balanced Church Card«

Die »Balanced Church Card« (BCC) bildet den methodischen Rahmen für das Dekanatsentwicklungsprojekt E.i.N. und ist auch bei Gemeinde- und Kooperationsentwicklungen im Rahmen von E.i.N. bereits zum Einsatz gekommen. Sie wurde abgeleitet von einem Steue-

rungsinstrument namens »Balanced Score Card«, das sich seit den neunziger Jahren im Management von Industriebetrieben und sozialen Organisationen bewährt hat. Für kirchliche Zwecke modifiziert, bietet dieses Instrument den Vorteil, dass es auf übersichtliche Weise Leitbilder und Strategien einer Gemeinde oder Einrichtung konkretisiert, und zwar in einem ausbalancierten System, in dem die inhaltlichen wie die finanziellen und innerorganisatorischen Ziele ihren Platz haben und in gegenseitigem Bezug zueinander erscheinen.



Beispiel: Auf der »Ressourcen-Karte« einer Gemeinde findet sich das Ziel, im Laufe von zwei Jahren eine halbe Pfarrstelle einzusparen. Dazu sind einige Schritte formuliert, wie diese Einsparung vonstatten gehen kann, und wer dafür verantwortlich ist.

Dem entspricht auf der Karte »Angebote« u.a. das Ziel, in Kooperation mit den zwei Nachbargemeinden ein gemeinsames Gottesdienstangebot zu entwickeln, das Profilierung und Vielfalt in der Region bzw. im Stadtteil mit rationellerem Arbeiten verbindet, so dass die PfarrerInnen benachbarter Gemeinden optimal zusammenhelfen. Zu diesem Ziel wird bei den dazugehörigen Maßnahmen u.a. festgehalten, dass die Gemeindeglieder in einem angemessenen Zeitraum informiert und mit dem neuen Konzept, mit veränderten Gottesdienstzeiten und -orten vertraut gemacht werden sollen.

Auf der Karte »Interne Prozesse« steht das Ziel, die Absprachen unter den PfarrerInnen, KirchenmusikerInnen und Gemeindebrief-Verantwortlichen aus den drei Gemeinden zum Arbeitsbereich Gottesdienst rationell und zuverlässig zu gestalten. Messgrösse: Nur 15% der durch das neue Konzept gewonnenen Arbeitszeit dürfen für die Absprachen wieder draufgehen.

Die Mitarbeitenden-Karte enthält als ein Ziel, dass die Ehrenamtlichen, die sich in Zukunft verstärkt im Bereich Kin-

dergottesdienst engagieren, um die Pfarrstelle zu entlasten, dafür fortgebildet und begleitet werden.

Im Inneren der BCC bekommt jedes Ziel - neben der Beschreibung von Maßnahmen, die zum Ziel führen und (auch nicht ganz unwichtig!) den für die Umsetzung verantwortlichen Personen - sog. »Kennziffern« und »Messgrössen« zugeordnet. Das ist nichts anderes als die knappe und präzise Antwort auf die berüchtigte Frage: »Woran wollt ihr in welchem Zeitraum merken, dass ihr euer Ziel erreicht habt?« Bei einzusparenden Hauptamtlichen-Stunden ist das ein leichtes Spiel. Bei der Qualität eines neuen Gottesdienstkonzeptes wird es schon interessanter: Werden da nur die Hauptamtlichen nach einer gewissen Zeit gefragt, ob sie damit zufrieden sind? Oder wollen die Kirchenvorsteher/innen auch Besucher/innenzahlen über einen bestimmten Zeitraum miteinander vergleichen und sich dafür im Voraus eine Zielgröße definieren? Oder sollen Gemeindeglieder - z.B. auf dem Weg einer Telefonbefragung oder schriftlich über den meist gut gelesenen Gemeindebrief - zur erreichten Qualität des gottesdienstlichen Angebotes Rückmeldung geben?

Strategische Steuerung lernen

Sich mit Kennziffern und Messgrössen zu beschäftigen ist eine mal lustvoll-spontane, mal langwierig-diffizile Übung, die oft recht eigentlich die inhaltliche Zielrichtung klärt. »Was wollen wir erreichen? Wie können wir es erreichen? Wer oder was sagt uns, dass wir es erreicht haben?« - im Hin und Her zwischen diesen Fragen werden Schwerpunkte und Grenzen klarer, werden Meinungsverschiedenheiten ausgetragen und geraten - last not least! - die Menschen in den Blick, denen die kirchliche Arbeit zugute kommen soll.

In einer fertigen BCC sind die insgesamt maximal 16 derzeit wichtigsten Entwicklungsziele eines Dekanates, einer kirchlichen Einrichtung oder einer Gemeinde auf diese Weise formuliert und durchdekliniert. Mehr sollten es erfahrungsgemäss nicht sein, denn sonst verliert sich der Charme der BCC, der aus ihrer Übersichtlichkeit kommt.

Manchmal ist auch schon der erste analytische Schritt: Klarheit zu gewinnen darüber, wohin denn bis jetzt die vergleichsweise reichlichen Mittel geflossen sind, eine Quelle heilsamer Überraschungen. Zum Aufbau einer BCC gehören nämlich diverse Vorarbeiten. Die

Mitglieder des Leitungsgremiums nehmen im Überblick über das Aktivitätenspektrum der Gemeinde oder Einrichtung Wertungen vor: »Dies ist - relativ - wichtiger als das.« Dazu gehört im Sinne von »Vision und Strategie« das interpretierende Gespräch: Warum das eine wichtiger ist als das andere, hat mit dem Kirchenbild der Verantwortlichen ebenso zu tun wie mit der besonderen Lage vor Ort. Um Transparenz herzustellen, analysieren die Hauptamtlichen über einige Wochen, wohin ihre Zeit fliesst, oder erarbeiten einen Überblick über die Ziele und das Leistungsspektrum ihrer Einrichtung. Kleine, methodisch unaufwändige Befragungen unter Kirchenmitgliedern zu hervorsteckenden Themen geben ergänzende Informationen zu den vorhandenen Bildern im Leitungsgremium und zu den vorliegenden Daten aus der kirchlichen Verwaltung.

All das führt, nebenbei bemerkt, zu einer grösseren Mündigkeit der ehrenamtlichen Leitungspersonen. Strategische Steuerung, die dafür notwendigen Informationen, der Blick aufs Ganze, bewusste, durch Diskussionen begründete Entscheidungen über qualitative Schwerpunkte und verbindliche Absprachen mit den Hauptamtlichen über konkrete Ziele der kirchlichen Arbeit machen die Leitung von Gemeinden und Einrichtungen diesseits und jenseits von Umsetzungsfragen (die wiederum in die Freiheit der Hauptamtlichen gehören) zu einem hochinteressanten Geschäft.

Realismus und Verbindlichkeit

Zwei neue Merkmale im Bereich von kirchlicher Organisationsentwicklung, die mit der BCC einhergehen, sind hervorzuheben:

Zum einen, dass in ihr die finanziellen Gesichtspunkte kirchlicher Organisation mit den inhaltlichen Aspekten zusammengehalten werden. Dies schliesst an den Gedanken der Konzentration an. Prioritätensetzung drückt sich in der Menge an Zeit und Geld aus, die in bestimmte Arbeitsbereiche fliesst. Hauptamtliche Arbeitszeit lässt sich leicht - zumindest einmal exemplarisch zum Zwecke der Bewusstseinsbildung - in Geld umrechnen, und auch der Wert ehrenamtlicher Arbeit kann auf diese Weise sehr deutlich gemacht werden. Wenn das Machbare, die Qualität und das »Wesentliche« in der kirchlichen Arbeit neu zu sortieren sind, dann ist es unumgänglich, dies auch materiell durchbuchstabieren zu können und sich umge-

kehrt darüber Rechenschaft zu geben, was bei den notwendigen Kürzungen inhaltlich passieren sollte – und was nicht passieren sollte mit und bei den Gemeindegliedern, den Ehrenamtlichen, den Hauptamtlichen.

Zum anderen ist in der BCC angelegt, dass für die Umsetzung der wichtigsten kirchlichen Entwicklungsziele gute Chancen bestehen – vorausgesetzt, die Verantwortlichen übernehmen tatsächlich die Verantwortung für das gemeinsam erarbeitete Konzept. Sie können das umso eher, je konkreter und auch zeitlich verbindlicher die Zielformulierungen gestaltet sind. Genau dazu leitet die BCC an.

Können wir uns das leisten?

Der Aufbau einer BCC samt Vorarbeiten und ersten Umsetzungsschritten dauert unter gemeindlichen Arbeitsbedingungen knapp ein Jahr. In kirchlichen Einrichtungen und Ämtern, in denen die Lage übersichtlicher ist und weniger Ehrenamtliche beteiligt sind, kann es schneller gehen. Der Prozess muss durch externe Begleitung unterstützt werden. Beteiligt und gefordert sind, wie das auch in anderen methodischen Formen von Kirchen- und Gemeindeentwicklung üblich ist, die Mitglieder des Leitungsgremiums, die Hauptamtlichen und punktuell auch weitere Ehrenamtliche; ein Kernteam von einigen Personen trägt dabei die Hauptlast. Strategische Steuerung kostet etwas. Sie kostet Zeit und Geld im Aufbau, sie kostet Verbindlichkeit in der Durchführung, sie kostet hartnäckiges Dranbleiben in der Umsetzung der formulierten Ziele.

Die Haupt- und Ehrenamtlichen gewinnen durch eine neue Klarheit in Leitung und Zusammenarbeit ein gestärktes Wir-Gefühl und erleben, dass sie trotz widriger Umstände Gestaltungsspielräume haben. Ideen kommen ins Laufen und werden wirksam. Unterschiedliche Interessen und Meinungen werden ausgetragen.

Und hat eigentlich schon einmal jemand ausgerechnet, wieviel Zeit und damit Geld eine Besprechungsstunde im Hauptamtlichenteam kostet, bei der eigentlich kaum etwas herauskommt? Oder ein durch mangelhafte Personalführung verschuldeter Konflikt im Kindergarten? Oder ein Monat Demotivation einer Pfarramtssekretärin? Oder vertane Chancen der Kommunikation mit Kirchenmitgliedern – was das alles, rein materiell gesehen, *kostet*? Nein,

denn »wir haben's jaG! Und »wir haben es ja schon immer so – oder zumindest ähnlich – gemacht.« Beides stimmt natürlich – mit Einschränkungen. Und dass das »wir haben's ja!« jetzt eben so nicht mehr stimmt auf absehbare Zeit, könnte ein heilsamer Zwang sein, mit den vorhandenen Mitteln überlegter, gezielter, konzentrierter umzugehen. Das wäre, wie gesagt, die Gunst der Stunde.

*Andrea Borger,
Pfarrerin in Nürnberg*

Anmerkungen:

- 1 Vgl. etwa Frank Löwe, Plurale Gemeindestrukturen in der Großstadt, in: Lernort Gemeinde, 19. Jahrgang, 4 / 2001, S.30-34
- 2 Mündliche Überlieferung: Klaus-Dieter Schlee, geschäftsführender Pfarrer an der Gustav-Adolf-Gedächtniskirche / Nürnberg

Unsere Gesellschaft in der Pubertät

... und wie Pfarrer damit umgehen sollen

Einleitung

Unsere Gesellschaft befindet sich in der Pubertät. Sie weiß nicht, was sie will. Was früher einmal galt, ist weitgehend außer Kraft gesetzt. Verbindliche Normen zur Orientierung gibt es kaum. Die emotionale Spannweite ist extrem. Mal setzen Begeisterungswogen nie gekannte Massen in Bewegung (vgl. »Harry Potter«), mal trauert die ganze Welt medial mit (vgl. »Lady Di«). Doch alles nur für kurze Zeit. Was heute noch unbedingt dazu gehört, kann ab morgen überholt sein. Dabei erleiden »Vater« Staat und »Mutter« Kirche dasselbe Schicksal: sie werden ständig angezotzt.

Als evangelischer Pfarrer mache ich mir diese Gedanken, weil ich eine Zukunftsperspektive für unsere Kirche haben möchte. Noch sehe ich sie allerdings nicht. Nur eines ist für mich in meiner mittlerweile elfjährigen Amtszeit offensichtlich geworden: dass es so nicht mehr allzu lange gut gehen kann. Dabei rede ich vor allem aus der Sicht des »kirchlichen Bodenpersonals«. Mit Sorge beobachte ich, wie immer mehr Kolleginnen und Kollegen sich persönlich verändern und krank werden. Ein drastischer Rückgang von evangelischen Theologiestudenten lässt in schon wenigen Jahren eine angespannte Personallage erwarten. Einigen möglichen Gründen für diese Entwicklung möchte ich hier nachgehen.

Fairerweise muss ich sagen, dass mein Resümee ungerecht ist. Ich rede nämlich von den großen Tendenzen, die ich wahrnehme. Dabei entstehen pauschale Urteile, die vielen einzelnen Gegebenheiten nicht gerecht werden. Ich

meine nicht die tragenden Gemeindeglieder, von denen ich selbst lebe. Ich meine nicht diejenigen, die mit ernsthaftem Glauben und Respekt Verantwortung für unsere Kirche übernehmen. Es ist auch nicht meine Absicht, weiteres Öl ins Feuer der Unzufriedenheiten und Eitelkeiten zu gießen. Sondern ich erachte es für nötig, sich nüchtern mit unserer Lebenswirklichkeit auseinanderzusetzen. Das ist jedoch nur mit klaren Beurteilungen möglich, die mir selbst eine Neuorientierung erlauben.

1. »Wozu zahle ich überhaupt noch meine Kirchensteuer...?«

Ob bewusst oder unbewusst – der Konsum- und Wettbewerbsgedanke ist tief eingedrungen in unsere Kirche und hat ihre Substanz verändert. Wenn es um grundsätzliche Überlegungen der Existenz geht, dann rechnet man vor allem. Wie viel kostet was und wofür gebe ich etwas aus? Typische Tendenz: Nach dem Umzug ins neu gebaute Eigenheim tritt der Verdienner aus der Kirche aus (in der Regel noch der Vater); die Mutter bleibt (nicht zahlendes) Mitglied, man will ja schließlich noch gewisse »Serviceleistungen« der Kirche für die Kinder in Anspruch nehmen und weiß, dass das schwierig wird, wenn auch die Mutter austritt. Es gibt mittlerweile in bestimmten Bereichen eine »evangelische Tradition«, dass man – selbstverständlich – nichts Konkretes mit der Kirche und der Gemeinde vor Ort zu tun hat. In Ordnung. Jeder ist seines Glückes Schmied. Nur, was widersprüchlich dazu auftaucht, ist die Anspruchshaltung dieser »Mitglieder«, wenn sie denn

einmal etwas wollen. Das geschieht in der Regel bei den Kasualien Taufe, Konfirmation, Trauung, Beerdigung. Versucht man hier seinem eigentlichen Verkündigungsauftrag nachzukommen, kann es nicht selten unangenehm werden. Wenn die Generation der »Spaßgesellschaft« in irgendeiner Weise mit der Ernsthaftigkeit des Glaubens konfrontiert wird, die womöglich auch einen Anspruch an den Gläubigen stellt, dann ist es schnell vorbei mit dem Spaß. Um nur einige Fälle anzudeuten: Eine aus der Kirche ausgetretene Mutter, deren Lebenspartner katholisch ist, will ihr Kind evangelisch in der Quelle am Wald taufen lassen. Immer wieder gibt es heftige Diskussionen, wenn aus der Kirche Ausgetretene nicht zum Patenam zugelassen werden. Aus der Kirche ausgetretene Elternteile wollen es bei der Taufe ihres Kindes schlecht akzeptieren, dass kein reguläres Taufversprechen sondern eine ihrer Situation entsprechende neutrale Formulierung von ihnen erbeten wird. Eltern reagieren säuerlich bzw. melden ihre Kinder nicht an, wenn sie erfahren, dass regelmäßiges Feiern von Gottesdiensten zum Konfirmandenunterricht dazugehört. Eine Witwe engagiert nach dem Beerdigungsgespräch einen weltlichen Bestatter; vom Leben ihres verstorbenen Mannes wollte sie nichts erzählen (o.k. soweit), aber christliche Lieder möchte sie auch nicht singen. Eine Pfarrerin wird in einem gerichtlichen Prozess angeklagt, weil sie bei der Beerdigungsansprache etwas gesagt hat, was den Angehörigen gegen den Strich geht. – Wenn distanzierte Kirchenmitglieder hier andere Vorstellungen haben, ist das noch nicht das Problem. Dazu begegnet man sich ja und kann miteinander reden. Mein Unmut sammelt sich da, wo ein komisches Schauspiel veranstaltet wird, wenn man als Pfarrer höflich auf Grenzen aufmerksam macht. Das geht über üble Nachrede bis hin zu Beschwerdebriefen ans Dekanat. Es wird Stimmung gemacht, wenn ein Pfarrer nicht sofort alle Wünsche bedient. »Kein Wunder, dass die Kirchen leer sind!« (sagen bevorzugt diejenigen, die nie dorthin gehen). Unterstützt wird diese Haltung durch die innerkirchliche Rede von »Kundenfreundlichkeit« und »Dienstleistung«. Mit diesen Schlagworten wird der Konsumgedanke untermauert. – Rein äußerlich betrachtet, ist die Kirche freilich ein Unternehmen, das »Leistungen« »kundenfreundlich« anbietet. Das hat

sie aber auch schon vor hundert Jahren getan. Nur dass vielleicht da der Gedanke der »communio sanctorum« stärker verwurzelt und vielen Menschen ihr Eigenanteil bei dem Geschehen eher bewusst war. Gemeinde besteht aus Begegnung und Gespräch, untereinander und mit Gott. Es ist auffällig, dass dieses Kommunikationsfundament immer stärker einseitig auf die Mitarbeiter – vor allem die hauptamtlichen – verlagert wird. Sollen doch die »Dienstleister« endlich mal etwas tun! (Weil sie ja sonst nichts Vernünftiges zu tun haben.) Distanziertheit ist das eine. Sie war schon immer vorhanden in den Landeskirchen. Doch sie wird immer selbstverständlicher, und sie wird verbunden mit steigenden Ansprüchen, die sich nicht erfüllen lassen. Manchmal erscheint es mir so, dass das Treueste der Kirche, mit dem ich sicher rechnen kann, die Unzufriedenheit vieler Kirchenmitglieder ist. Bei aller schwindenden Kommunikation verschafft sie sich auf jeden Fall Gehör. M.E. ist es vor allem dies, was auf Dauer an die Substanz geht. Es mag tatsächlich Pfarrer oder Pfarrerrinnen geben, die sich keine Mühe geben und starr sind (ich kenne persönlich keine), denen man Vorwürfe machen muss. Allerdings erlebe ich nur Strukturen, die diese Urteile produzieren.

2. »Der Pfarrer geht nicht auf die Leute zu!«

Betrachtet man Stellenausschreibungen, dann ist es auffällig, dass in fast jeder Ausschreibung die Formulierung auftaucht: »Wir wünschen uns einen Pfarrer/eine Pfarrerin, der/die auf die Menschen zugeht.« Nun gut, das wünsche ich mir auch. Ich kann das jedoch nicht mehr neutral lesen, sondern höre darin einen versteckten Vorwurf. »Die Pfarrer heutzutage gehen ja nicht mehr auf die Leute zu, machen keine Besuche mehr.«

Wiederum kann ich mich nur wundern. Es gibt wenige Berufsgruppen, die derart pausenlos und intensiv mit unterschiedlichsten Menschen im Gespräch stehen wie die Pfarrerrinnen und Pfarrer. Kein Tag ohne Gespräche, Vorbereitungstreffen, Veranstaltungen. Und dennoch wird immer wieder jene Feststellung betont.

Verschiedene Ursachen sehe ich in diesem Phänomen:

a) Unsere Gesellschaft vereinsamt mit jedem höheren Grad an Kommunikationsentwicklung. Es scheint völ-

lig widersprüchlich. Noch nie gab es so viele Möglichkeiten: jede Menge Auswahl an Fernseh- und Radioprogrammen, Internet, E-Mail, eine wachsende Zahl von Veranstaltungen und Festen. Und doch schwinden offenbar dabei die als befriedigend erlebten Kommunikationserlebnisse. Könnte es daran liegen, dass weniger Menschen den Mut aufbringen, sich selbst zu beschränken und sich einem anderen zu widmen? In meiner Seelsorgearbeit erlebe ich immer wieder eine unglaubliche Sehnsucht nach jemandem, der zuhört. Das Zuhören ist ein Berufsfundament der Pfarrer. Doch scheinen mir die hauptamtlichen Zuhörer hoffnungslos überfordert, den Hunger der Massen zu stillen.

b) Wenn ich Pfarrchroniken von früher lese, dann scheint es wirklich so gewesen zu sein, dass erheblich weniger Veranstaltungen in der Gemeinde üblich waren. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in Zielgruppen, das Abnehmen von generationsübergreifenden Begegnungen hat einen wachsenden Forderkatalog in der Gemeindegearbeit zur Folge. Allein die Gottesdienstformen sind kaum zu überschauen. Ich betrachte mich nicht als Gegner dieser Entwicklung. Es ist durchaus spannend, sich immer neu auf andere Zielgruppen einzustellen und dabei kreativ zu werden. Diese Arbeit kostet allerdings ihren Preis. Sie erfordert ein hohes Maß an Vorbereitung. Vor allem der Anspruch, verschiedene Menschen aktiv am Geschehen zu beteiligen (was in der Tat belebend wirkt), braucht Vorbereitungsstermine (die sich nur am Abend verwirklichen lassen). So entsteht eine immer größere Gebundenheit an festgelegte Aufgaben. Die Freiheit, Gemeindeglieder aus verschiedensten Beweggründen aufzusuchen, wird stark eingeschränkt. Man hat schlicht und ergreifend ein 95 %iges Pflichtprogramm, in dem die Begegnungsorte und –personen festgelegt sind. Durch die starke Verlagerung in die Abendstunden hinein wird ein gesunder Lebensrhythmus für die Pfarrfamilie mit einer Ausgeglichenheit zwischen Anspannung und Entspannung erheblich erschwert. Pfarrer begegnen also fortwährend Menschen, doch man beklagt sich, dass sie zu wenig auf Menschen zugehen.

c) Am belastendsten wird es in den eigenen Reihen der Mitarbeiter. Es ist vollkommen richtig, dass Gemeindeleben nur von einer Gemeinschaft gestaltet werden kann. Pfarrer spielen m.E. dabei nur eine Teilrolle, ihnen kommt oft die Rolle der Impulsgeber und Moderatoren zu. Trotzdem haben sie eine Leitungsaufgabe (die sich auch darin zeigen kann, dass man bestimmte Kompetenzen klar delegiert). Und auch hier beobachte ich oft Verwirrung. Die Betonung des Ehrenamtes bringt nicht selten den Eindruck mit sich, dass 1. Pfarrer sich nicht um ihre Mitarbeiter kümmern und 2. Pfarrer unablässig froh und dankbar sein sollten, weil jetzt andere »Pfarrerpflichten« übernehmen. Ich ertappe mich dabei, wie ich tatsächlich manches lieber alleine organisiere, um nicht nachher anderen wieder etwas schuldig zu sein. Erschreckend ist dabei, wie sehr es manchmal um die menschliche Ehre geht anstatt um Gottes Ehre. Ehrenamt ist auch ein Feld zur Selbstdarstellung geworden. Ursprünglich empfinde ich eine Mitfreude, wenn jemand seine Gaben entdeckt und mit Freude einbringt. Doch werden hiermit manchmal wiederum Ansprüche an den Pfarrer verbunden, die mir alles verderben. Wenn der eigene Wille nicht durchgesetzt werden kann, dann wird schnell das Ehrenamt hingeworfen. Nicht selten gibt es auch innerhalb von Kirchenvorständen erhebliche Kompetenzunstimmigkeiten, die dann in böse Ränkespiele ausarten. Da kommt es vor, dass ein Kirchenvorstand das »ungedeihliche Wirken« beschließt, um den schon in Gang befindlichen Wegbewerbungsvorgang eines Kollegen zu beschleunigen. Da ist es geschehen, dass ein Kirchenvorstand beim Dekan eine Beschwerde über den eigenen Pfarrer einreicht mit dem Verdacht auf Veruntreuung von Geld. Nachdem die gründliche Finanzprüfung zu keinem Tatbestand gelangt ist, wird die Staatsanwaltschaft angerufen, die ebenfalls das Verfahren einstellt. Es ist unglaublich, mit welcher demütigenden Respektlosigkeit manche Leute gegen Pfarrer vorgehen. Was geht hier vor sich? –

Ich denke, dass niemand so eine perfekte Leinwand zum Aufprojizieren jeglicher Enttäuschung bietet wie die Per-

son des Pfarrers. Kirche soll ja dazu da sein, dass ich all die Streicheleinheiten bekomme, die mir sonst abgehen. (Und wehe, wenn dies nun nicht geschieht ...!) Es ist manchmal ein gottloser Personenkult, der um der eigenen Ehre willen betrieben wird, ohne dass es dabei jemals ernsthaft um die tatsächliche Person des Pfarrers bzw. der Pfarrerin ginge. Die stärksten Angriffe erfolgen in der Tat von denjenigen, die mich am wenigsten kennen (und auch gar nicht bereit sind, das nachzuholen; denn darum geht es nicht). Wie ein Fußballstreifer der Gesellschaft komme ich mir manchmal vor. Häufig in Extreme entartet: entweder hoch gelobter Showman mit göttlicher Aura oder Sündenbock für unerledigten Frust. Dass man so nicht gesund leben kann, ist eigentlich nicht erstaunlich.

3. Kein Evangelium ohne Gesetz!

Die eigentliche Frage, die mich umtreibt, ist eine geistliche: Wie kann unsere Kirche unter diesen Rahmenbedingungen zukünftig ihrem Verkündigungsauftrag gerecht werden? Ich frage mich auch persönlich selbst an: Wie kann ich zukünftig meiner Berufung gerecht werden?

Ich komme dabei auf geistliche Grundüberlegungen zurück, die mir das Fundament für meinen geistlichen Auftrag gelegt haben. Ich denke an die paulinischen Kategorien von Gesetz und Evangelium, die in unserer theologischen Tradition ihre Kreise gezogen haben. Dass Martin Luther dem den Doktorhut verleihen wollte, der in rechter Weise Gesetz und Evangelium zu unterscheiden weiß, hat mich schon immer beschäftigt. Ich finde darin mein geistliches Ringen, mein ständiges hermeneutisches Bemühen wieder. Und ich entdecke, dass das ungeliebte Gesetz zur entscheidenden Größe wird. Da liegen nämlich m.E. die Defizite unserer Zeit. Die frohe Botschaft von der Befreiung des Menschen ist vielerorts wirkungslos geworden. Nicht, dass man nichts von ihr wüsste. Doch sie wird nicht mehr im Glaubenskontext verstanden und erfahren, sondern sie wird säkularisiert als Anspruch in die Kirche getragen. Vereinfacht: Die Kirche (= der Pfarrer) hat dafür zu sorgen, dass es mir gut geht. Dass aber das Evangelium ein Wort Gottes ist und in erster Linie meine Beziehung zu ihm betrifft, verliert an Bedeutung, weil Menschen kein Sündenbewusstsein mehr haben. Das kann

auch ein Ergebnis der Verkündigung sein, in der wohl der schmerzliche Begriff der »Sünde« eher gemieden wird. (Man will doch nicht »mittelalterlich« erscheinen oder jemandem wehtun.) Wenn ich aber nicht erkenne, dass ich in meinem persönlichen Leben auf Gottes Befreiung angewiesen bin, weil ich selbst ein Problem habe, weil ich selbst im Einflussbereich zwischen Gut und Böse auch dem Bösen die Tür immer wieder öffne, dann kann das Evangelium keine Früchte tragen.

Das soll nun aus meiner Sicht nicht bedeuten, dass man den Spieß umdreht und nur noch das Gesetz in den Vordergrund stellt. Der Verkündigungsauftrag besteht nicht darin, Menschen schlecht zu machen. Er besteht aber sicher auch nicht darin, Menschen nichts zuzumuten. Aus der Kombination von Zuspruch und Anspruch entsteht die Segensdimension, die Menschen zum inneren Wachstum veranlasst. Dabei müsste in der gegenwärtigen Tendenz das Gesetz wieder seinen Platz gegenüber dem Evangelium einnehmen. Und das heißt wohl: es darf wieder mehr ins Bewusstsein gerückt werden.

In Übersetzung bedeutet das für die konkrete Gemeindegemeinschaft: Es gibt Grenzen. Nicht alles ist möglich. Rein menschlich gesehen, brauchen wir für die ernsthafte Arbeit eine Basis gegenseitigen Respekts. Pfarrer und Pfarrerrinnen sind nicht Erfüllungsgehilfen privater Vorstellungen von Glauben, Kirche und Kasualien, sondern sie wollen ernst genommen werden als ebenbürtige Gesprächspartner. Sie sind beauftragt, einen Schatz zu hüten und ihn als wertvolles Gut weiterzugeben, zusammen mit anderen daraus zu leben. Und bevor andere das Recht hätten, unsere Arbeit zu beurteilen (in der Regel abzuurteilen), müssten sie redlicherweise das Ganze in den Blick nehmen und näher kennen lernen.

4. Konsequenzen

Was lässt sich aus dem Beobachteten folgern? Meine eigenen Überlegungen versuche ich, in Kürze zusammenzufassen:

a) *Äußerlich sollte sich nicht viel ändern.* Es gibt genügend Konzepte und Programme, die sich manchmal auch wie ein weiterer Forderungskatalog lesen lassen. Ich bin überzeugt davon, dass meine Kolleginnen und Kollegen nicht schlafen. Jeder macht sich auf seine Weise Gedanken, wie er seine Arbeit sinn-

voll gestalten und im Gemeindeaufbau weiterkommen kann. Ich denke, wir tun unsere Arbeit weiterhin auf qualitativ hohem Niveau.

- b) Die wichtigste Veränderung erhoffe ich mir aus einem guten Bewusstsein und *Selbstwertgefühl*. Die Arbeit der Kirche ist nicht so schlecht, wie oft von ihr gesprochen wird. Wir brauchen eine deutlichere Bestätigung gegenüber den Angriffen auf unsere Person und Arbeit. Die geben wir uns am besten selbst durch eine *verstärkte Solidarität untereinander*. Der kollegiale Austausch könnte mehr Raum gewinnen. Pfarrkonferenzen und besonders Wochenendkonvente könnten noch viel mehr zur Quelle von Ermutigung werden. Außerdem darf es nicht einfach möglich sein, dass man Pfarrer untereinander ausspielt. Wer bei dem einen Pfarrer auf Grenzen stößt, darf sie nicht einfach beim anderen überschreiten. Die Grundabstimmungen von Zession und Dimissoriale spielen hier eine zentrale Rolle.
- c) Wo viel Wüste ist, brauche ich die Oase. Wichtiger denn je wird die *eigene spirituelle Verwurzelung*. Das prophetische Amt lässt sich im Gegenwind nur durchhalten mit einer engen Segensbindung. Gott selbst muss hier streiten können, während wir in der Stille verweilen. Dazu gehört m.E. der regelmäßige Kontakt zu einem *eigenen Seelsorger*, der mich in meinen Erfahrungen begleitet. Nur das, was ich selbst genügend empfangen kann, kann ich weitergeben, ohne meine Substanz angreifen zu müssen.
- d) Als eine Neuerung könnte ich mir eine *»Beschwerdekommission«* im Dekanat vorstellen, ehrenamtlich geleitet von einem pensionierten Richter mit Dekan und einem weiteren *»Vertrauenspfarrer«* als Beisitzer. So eine Kommission müsste allerdings mindestens vom Kreisdekanat oder gleich vom Landeskirchenamt eingesetzt werden, damit man sie überhaupt ernst nimmt und nicht um sie herum agiert. Hierhin sollte unverzüglich ein Beschwerdeführer zusammen mit dem *»angeklagten«* Pfarrer eingeladen werden. Es sollte Konsequenzen haben, wenn man Mitarbeiter der Kirche angreift, nicht nur für die Mitarbeiter. Wer massive Anklagen erhebt, soll sie auch *»öffentlich«* (d.h. vor ei-

ner Beschwerdekommission und in Gegenwart des *»Angeklagten«*) verantworten. So könnten vielleicht wirklich einmal Dinge geklärt werden. – Oder man überlegt es sich noch einmal, ob man gegen einen Pfarrer bzw. eine Pfarrerin vorgehen will.

- e) Zuletzt noch die schönste *»Therapie«* – ein gutes gerütteltes Maß an Humor. Jeder sollte sich sein *»Kuriösitätenkabinett«* einrichten mit möglichst vielen Schubladen für die schillernd knallbunten Szenen des Pfarrerdaseins. Da kommt eine hübsche Sammlung zustande, aus der man für jedes Dekanat eine eigene Kabarettgruppe versorgen kann.

Soweit meine Reflexionen zu einem wesentlichen Teil meiner Erfahrungen. Es wäre zu wünschen, dass *»Mutter«* Kirche bessere Mittel zur Erziehung bekommt, wenn sie denn schon die große Aufgabe der Wertevermittlung übernehmen soll. Vor allem aber muss es möglich sein, der destruktiven Unzufriedenheit so weit zu entgehen, dass man nicht von ihr erfasst und beschädigt wird. Ertragen wir unsere Gesellschaft noch ein Weilchen in ihrem pubertären Gehabe. Vielleicht wird sie eines Tages aus den *»Flegeljahren«* herauswachsen.

*Christoph Thiele,
Pfarrer in Baiersdorf*

Menschlich verwalten

Anmerkungen zur gegenwärtigen Kirchenleitung

29 Jahre war ich in der kirchlichen Verwaltung tätig und habe mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unsere Gemeinden um den Hesselberg, am Hahnenkamm, im Seenland und rund um Dinkelsbühl betreut. Wenn nun derzeit ein scharfer Wind von unserer Münchner Kirchenleitung her weht, der die Gemeinden erschreckt und verunsichert, finanziell wie stellenpolitisch, so möchte ich dazu aus meiner Arbeit heraus Grundsätzliches bemerken.

Unsere Kirche lebt mitten in dieser Welt mit ihren Freuden und Sorgen. Rückblickend auf meine Arbeit in der kirchlichen Verwaltung und da besonders in der Verwaltungsstelle Wassertrüdingen war es mein Anliegen, ein christliches und zugleich soziales Menschenbild bestimmend sein zu lassen, schon allein aus zwei Überlegungen heraus:

- Nicht selten sitzt die Verwaltung zwischen den Stühlen: einerseits ist die Kirche wie ein Wirtschaftsunternehmen, wo es darum geht, Geld verantwortlich und wirtschaftlich sinnvoll zu gebrauchen. Andererseits gleicht die Kirche einem gemeinnützigen Verein.
- Ein vernünftiges Gespräch ist besser als einen großen Verwaltungsakt mit viel Papier zu führen. Gut ist ein lebendiger, aber korrekter Umgang mit Vorschriften und Gesetzen.

Die Verwaltung dient und befiehlt nicht.

Die Kirchengemeinden werden nicht verwaltet, sondern betreut. Weil die Glaubwürdigkeit der Kirche auch nach dem Verhalten ihrer Mitarbeiter beurteilt wird, erfüllt die Erfüllung des kirchlichen Auftrages eine vertrauensvolle, partnerschaftliche Zusammenarbeit von Leitungsorganen und Mitarbeitern. Das schließt kritische Äußerungen einzelner in der kirchlichen Öffentlichkeit nicht aus. Rückfragen zur Zweckmäßigkeit verordneter Maßnahmen dürfen – *»von oben herab«* - nicht ausgeschlossen sein, wenn die Landeskirche ihr Leitbild, *»offen, zuverlässig und deutlich«* zu sein, ernst nimmt.

Die Kirchengemeinden und Pfarrämter sowie die Verwaltung sind gemeinsam immer wieder aufs Neue gefordert, für individuell auftretende Probleme individuelle Lösungen zu erarbeiten. Die kirchliche Verwaltung ist dynamisch und sie ist da für dynamische Gemeinden - nicht als Vollzugsorgan. So verstehen wir uns auf der Ebene der Kirchengemeinden, Dekanate und ihnen zugeordneter Verwaltungsstellen.

Ich meine, eine solche Sicht wäre auch auf den oberen Ebenen nicht verkehrt: unsere Kirchenführung braucht dringend ein neues Leitbild, nämlich Kommunikation und Kooperation zwischen allen Ebenen, von der höchsten zur untersten; jedoch keine zentralistischen Entscheidungen. Es wäre nicht verkehrt, sich gegenseitig auf gleicher Augenhöhe

he wahrzunehmen, ob man nun Oberkirchenrat, Kirchenvorstand, Bischof oder Kirchenpfleger sei.

Wir haben als Verwaltung in all den Jahren versucht, der Grundlinie unserer Arbeit treu zu bleiben, nämlich uns als dienende Stelle für die Kirchengemeinden zu verstehen. Mir kommt da ein theologisches Bild entgegen, das den Auftrag unserer Gemeinden so beschreibt: »Die Menschenfreundlichkeit Gottes soll weitergesagt und erlebbar gemacht werden.«

Diese Menschenfreundlichkeit muß Maßstab unserer Arbeit sein. So stelle ich mir die Leitenden in der Kirche vor! Eine Volkskirche braucht institutionelle Formen und Entscheidungsebenen so wie jede große weltliche Organisation. Sie dürfen aber nicht zum Selbstzweck werden, vielmehr muß ihre dienende Funktion immer sichtbar sein. Die Aufgaben und Zuständigkeiten der leitenden Organe unserer Landeskirche sind in der Kirchenverfassung geregelt. Dort heißt es u.a. »Landessynode, Landessynodalausschuss, Landesbischof und Landeskirchenrat leiten die Evang.-Luth. Kirche in Bayern in arbeitsteiliger Gemeinschaft und gegenseitiger Verantwortung. Die kirchenleitenden Organe sind dafür verantwortlich, daß die Evang.-Luth. Kirche in Bayern in Lehre und Leben, Verkündigung und Seelsorge, Ordnung und Verwaltung ihre Aufgaben erfüllt und ihre Einheit und Freiheit wahrt.«

Damit hat sich unsere Kirche für eine arbeitsteilige Kirchenleitung ausgesprochen, die vertrauensvolle Zusammenarbeit und ständigen Meinungsaustausch vorausgesetzt. Auch wenn die Verfassung die Kompetenzen der kirchenleitenden Organe in vielen Fällen regelt, wird es immer wieder Probleme geben, die sich einer Pauschalregelung entziehen. In der Kirche sollte schon längst die Zeit vorbei sein, in der von oben entschieden wird. Unsere Kirchenverfassung setzt voraus, daß Menschen hauptberuflich sowie neben- und ehrenamtlich tätig sind, denen es nur um die Sache und nicht um ihre Person geht. Ein Konkurrenz- und Machtdenken sollte in der Kirche nicht überhand nehmen. Dies heißt in der Praxis, und zwar auf allen Ebenen:

- Gegenseitiges Vertrauen als Grundprinzip; Vertrauen aber ist ohne Lob und Anerkennung nicht denkbar.
- Vertrauen setzt desweiteren Offenheit voraus. Zur Offenheit gehören das Gespräch und die Information.
- Kompetenzen müssen auf die gemeindliche Ebene verlagert, Zentralismus muß abgebaut werden.
- In der Gemeindeleitung kann sich die Zusammenarbeit von Haupt-, Neben- und Ehrenamtlichen besonders bewähren. Ehrenamtliche Mitarbeiter können aus beruflicher und gesellschaftlicher Tätigkeit Erfahrungen einbringen, die verhindern, daß »binnenkirchlich« gedacht wird.

- Gemeindliche Führung und Leitung ist verantwortlich nur möglich, wenn über den eigenen Kirchturm hinausgeblickt wird.

*Siegfried Piephans,
derzeit einfach Ruheständler*

Bücher

Bibel Lesebuch, Das Neue Testament, Ausleger Klaus-Peter Schmid, Stuttgart 2001, 10 Euro, ISBN 3-438-06127-9

Zum Jahr der Bibel erschienen, sicher aber auch nach diesem Jahr noch gut verwendbar: Der Text des Neuen Testaments wird in Abschnitte unterteilt und diese jeweils mit wenigen Sätzen ausgelegt.

Vielleicht sollte man besser sagen: Die Texte wollen zum Selbst-Auslegen anregen, indem sie Begriffe des Abschnittes herausgreifen, Zusammenhänge erklären und Fragen stellen. Kurze Exkurse gehen thematisch in die Tiefe, Ein-

Liebe Leserin, lieber Leser!

Künftig könne ich den epd elektronisch bekommen, stand da zu lesen, schneller und aktueller sei er und vor allem: billiger.

Dass man nicht viel spart, weil ich ihn jetzt nur noch *einmal* schriftlich bekomme (für das Dekanat) und als Synodaler elektronisch, das ist nicht mein Thema.

Die elektronische Version hat sicher Vorteile, wenn man die Meldungen weiter bearbeiten will (vorausgesetzt, man hat oder beschafft sich ein Programm zur Bearbeitung von pdf-Daten!).

Ich habe mich nur an einen Kollegen erinnert, der, als er sein erstes Fax bekommen hatte, begeistert vor den Ausdrucken stand: »So viel Papier bin ich denen wert!« – bis ihm dämmerte: Das ist ja *mein* Papier! Wenn ich den

epd ausdrücke, ist das auch *mein* Papier und *meine* Tinte.

Sparen durch Verlagerung von Kosten auf andere – das scheint das Motto unserer Tage zu sein: manche eingesparten Arbeiten im LKA werden den Dekanatssekretärinnen aufgeladen, deren Stunden gleichzeitig gekürzt werden, so dass die Dekanate alles weitergeben an die Gemeinden – in Form von höheren Umlagen und zusätzlicher Arbeit. Die Abteilungen des Landeskirchenamtes rechnen ihr Budget getrennt ab: da bringt die Halbierung einer Stelle einer Abteilung einen Spareffekt – dass die andere den halben Pfarrer/die halbe Pfarrerin dann zusätzlich bezahlen muß, spielt solange keine Rolle, wie man »Kirche« in ihre Abteilungen, Ebenen, Gruppen und Kreise unterteilt. Das Geld, das wir ausgeben, ist aber unser

gemeinsames Geld und eigentlich leiden alle mit, wenn ein Glied leidet...

Ja, Gemeinden können sich zusätzliche Einnahmen verschaffen, wenn sie für die Sitzung des Dekanatsausschusses in ihren Räumen eine Rechnung schreiben – über die Umlage bezahlen wieder alle mit (siehe oben). Über solchen betriebswirtschaftlich korrekten Rechnungen geht die Einheit unserer Kirche verloren. Landeskirche fühlt sich nur noch zuständig für von der Landeskirche eingestelltes Personal, sollen GKG's doch schauen, wo sie bleiben...

Und soll ich jetzt anfangen, zu rechnen: es ist mein privates Handy, mein Privat-PC, mein Laptop: soll ich meiner Kirche künftig Rechnungen schreiben?! Dabei verlieren wir mehr als nur Geld - es ist doch (auch) meine Kirche!

So soll es bei Euch nicht werden, meint

Ihr Martin Ost

leitungen zu jedem Buch des NT helfen zum Verstehen.

Der Zwang zur Kürze läßt jeweils nur ein oder zwei Hinweise zum Text zu, weiteres kann sich der Leser, die Leserin selbst erschließen.

Ich denke, es ist ein gut geeignetes Buch, um Menschen zum Verstehen biblischer Texte zu helfen und ihnen (nebenbei) deutlich zu machen, dass wissenschaftliche Exegese kein Sport von und für Experten sein muß.

Acht farbige Illustrationen tun ein übriges, damit man das handliche, schön gebundene Buch gern in die Hand nimmt. Es kann zum Reisebegleiter und zu einer täglichen Lektüre werden. Insofern handelt es sich um ein Andachtsbuch ganz eigener Art.

Martin Ost

Aussprache



GVEE Logo

GVEE aktuell

Bei der letzten Landesvorstandssitzung im Jahr 2003 ging man besonders auf folgende Themen ein:

Die Religionspädagogen stehen vor dem Problem, dass ihre Arbeitszeit auf 26 Wochenstunden erhöht werden soll. Dies wäre neben der Erhöhung der persönlichen Arbeitszeit für ihren Stundenplan, der in dieser Berufsgruppe ja stets den Einsatz an mehreren Schulen berücksichtigen muss, eine hohe Belastung. Die Landesvertretungen werden diese Entwicklung aufmerksam beobachten müssen, um eine Lösungsmöglichkeit zu finden.

Auch das sogenannte „Kopftuchurteil“ wurde angesprochen. Da dieses Thema in allen Verbänden eine sehr kontroverse Diskussion entfacht hat, wird der GVEE keine allgemein gültige Stellungnahme für alle Verbände dazu abgeben können. Vielmehr werden Beiträge gesammelt, um Argumentationsstränge als Hilfe für persönliche Stellungnahmen unserer Mitglieder zu bilden.

Hingewiesen werden soll auch noch einmal auf das Partnertreffen mit der Gemeinschaft christlicher Erzieher in Sachsen und Thüringen, das vom 15. bis 18. April 2004 in Görlitz stattfinden wird. Wir bitten Sie dringend um rege Teilnahme an diesen Termin am Ende der Osterferien, um die Situation der Lehrer im Grenzgebiet des größer werdenden Grenzgebiets und einen für viele noch unbekanntem Teil Deutschlands kennen zu lernen.

Umschichtungen und Sparmaßnahmen in der Bildungspolitik werden sicher dafür sorgen, dass das Jahr 2004 für uns ein spannendes aber auch einsatzreiches Jahr werden wird. Der GVEE wünscht allen Mitgliedern seiner Verbände eine ruhige Weihnachts- und Winterzeit, um Kraft zu sammeln für die kommenden Aufgaben.

Renate Seifert-Heckel

Führt der Witwen Sache!

Spät, aber hoffentlich nicht zu spät, haben die Verantwortlichen der Landeskirche doch begriffen, dass ernsthaft gespart werden muß. Alle müssen mitmachen. Und es ist klar, daß auch wir Ruheständler betroffen sind. Leider wird ein sehr ernstes Problem nicht angesprochen: Die Witwen, die nach alter Rechtsprechung geheiratet haben. So lange der Mann noch lebte, konnte man mit 70% des Endgehaltes noch ganz gut leben. Trotz steigender Kosten im Gesundheits- und im Mietbereich konnte man durch die steuerfreien BfA-Renten auskommen. Starb der versorgungsberechtigte Mann, fiel die Rente auf 60% des Endgehaltes, gleichzeitig stieg der Krankenkassenbeitrag um 20%, weil die Beihilfeberechtigung auf 50 % fiel. Andere Mehrausgaben kamen dazu. Das Argument, dass mit dem Tod des Mannes ja ein Mensch weniger versorgt werden muß, so dass eine Kürzung der Versorgung zu verantworten sei, halte ich für kaum stichhaltig. Dabei wird die meist höhere Pflegebedürftigkeit der Hinterbliebenen und die Abhängigkeit von Fremden, die meist bezahlt werden muß, überhaupt nicht beachtet. Ich erlebe mit Sorge und großem Unbehagen, wie ältere Pfarrwitwen finanzielle Schwierigkeiten haben. Außerdem sind Pfarrwitwen jüngerer Datums, die nach neuem Gesetz berufstätig sein durften, damit eigene Versorgungsbezüge erwerben konnten, erheblich besser gestellt.

Ich meine, dass auf diesem Gebiet die Fürsorgepflicht der Landeskirche ver-

letzt ist und große Ungerechtigkeit erzeugt wird. Zur Begründung dieser Feststellung möchte ich am eigenen Beispiel Folgendes darlegen:

Als ich beim LKR ein pfarramtliches Zeugnis über die Pfarrfrauenfähigkeit meiner Braut vorgelegt hatte, wurde mir 1960 die Heiratserlaubnis erteilt. Mit dem positiven Bescheid erfolgte der Hinweis, dass im Eventualfall meine Frau in den ersten 7 Jahren keinen Anspruch auf Versorgungsbezüge habe und dass meine Frau keine bezahlte Berufstätigkeit ausüben dürfe. Nach Vorschrift der Landeskirche war demnach meine Pfarrfrau die Gehilfin ihres Mannes im Pfarrdienst. Kollegen ging es wie mir. Teilweise hatten Pfarrbräute Berufe, die erheblich größere Bezüge hatten, als ihr zukünftiger Pfarrer, Sie gaben ihren Beruf zu Gunsten der Kirche auf und die meisten ließen sich erdiente Rentenansprüche auszahlen. Als später eine Nachversicherung möglich war, konnten sehr viele aus finanziellen Gründen davon keinen Gebrauch machen.

Es ist also davon auszugehen, dass die Landeskirche die Alimentation durch ein Gehalt für zwei Mitarbeiter rechnete und für ausreichend hielt. Nach Vorstellung des Gesetzes (von Männerwelt gemacht und durch Visitationen überprüft) war die Pfarrfrau 1. eine Partnerin im Gemeindedienst, 2. vorbildliche Hausfrau und beispielhafte Mutter. Für die (maskulinen) Idealvorstellungen konnte und durfte die Pfarrfrau natürlich nicht berufstätig sein. Sie war eben Gehilfin ihres Mannes im Pfarrhaus und Pfarrdienst. Leider waren die gesetzlichen Vorstellungen auch im Gemeindegemeinschaften fest verankert; die Erwartungen an die Pfarrfrau waren zu hoch. Dazu kam, dass Pfarramtssekretärinnen und bezahlte Mitarbeiter/innen nur in größeren Stadtgemeinden zu finden waren. Bei damaligem Pfarrermangel waren die Anforderungen an die Pfarrer ebenfalls hoch. Bei 14 Stunden Pflichtmaß im RU und manchen übergemeindlichen Aktivitäten war die Pfarrfrau im Gemeindedienst viel gefordert. Was mußte die Pfarrfrau nicht alles übernehmen! Viele Pfarrfrauen waren einfach überfordert. Aber selbst bei Zerrüttung der familiären Situation war Scheidung der Pfarreihen wegen der damit verbundenen Konsequenzen durch Gesetz kaum möglich. Als die neue Gesetzregelung alles erlaubte, was den »alten Pfarrersfrauen« einst verboten wurde, da fühlten sich viele betrogen.

Schlimm ist dabei, dass die Konsequenzen der alten Gesetzregelungen noch heute ertragen werden müssen. Sollte es wirklich unmöglich sein, Unrecht zu mindern, indem man Pfarrwitwen, die nach Vorschrift eines überholten Gesetzes geheiratet haben, wenigstens die 70% der Altersbezüge des Partners zustehen? War denn der Dienst der »alten Pfarrfrauen« nicht versorgungsberechtigt, wenn die Kirche den Rahmen der Mitarbeit festlegte? Auch und gerade im kirchlichem Bereich sollten die Fragen der Gerechtigkeit und Fürsorge eine hervorragende Rolle spielen dürfen. Sparen ja, aber.... ?

*Reinhard Schneider, Pfarrer i.R.
Heinersreuth*

Falschgeiz bringt Gemeinden um

Die Methode des Sparens besteht darin, dass ich möglichst kein Geld ausgeben. Wenn ich also sparen muss und verpflichtet bin, jemanden finanziell zu unterstützen, dann kann ich dieses Ziel nicht erreichen. Es sei denn, ich bringe den anderen um. Dann ist niemand mehr da, dem ich etwas von meinem Geld abgeben muss. Dieser Vorgang vollzieht sich im Augenblick in unserer Kirche. Der Sparweg des Haushaltsplanes 2004 besteht darin, die Gemeinden umzubringen. Das klingt ein wenig grausam, aber anders kann ich ihn nicht verstehen.

Wir sind eine Gemeinde mit ca. 2.700 Gemeindegliedern. Auf ihrem Gebiet liegt ein Altenheim des Roten Kreuzes, das von uns betreut wird. Ebenso sind in den letzten Jahren 7 Wohnblöcke betreuten Wohnens entstanden. Das Übergangwohnheim für psychisch Kranke wird zur Zeit neu gebaut und soll dann auch in die seelsorgerliche Betreuung aufgenommen werden. Der Stadtteil selbst ist zur Zeit überaltert. Es gibt einen großen Zuzug von Rußlanddeutschen.

Das Gemeindezentrum ist fast 35 Jahre alt. Es wurde als Gemeinwesenkirche gebaut. Das Gebäude umfaßt die Kirche, die Büroräume und die Gemeinderäume. Es ist eine Einheit und ist immer gemeinsam offen. Als ich vor 14 Jahren hier anfang, waren wir - neben der Sekretärin und dem Hausmeister Ehepaar zu viert: 1 Pfarrer, 1 Pfarrer z.A., ein Sozialpädagoge mit 13 Stunden und ein ZDL. Jetzt bin ich alleine, eine Kooperation mit der Nachbarge-

meinde wird angestrebt. Die Streichung der ZDL-Stelle war unsere letzte selbstständige Sparmaßnahme, weil wir wußten, wir können in der gegenwärtigen Situation den Eigenbeitrag zur ZDL-Stelle nicht mehr aufbringen. Wir haben uns in den letzten Jahren immer wieder überlegt, wie wir selbst sparsam wirtschaften

Ich halte deshalb den vorgeschlagenen Haushaltsplan 2004 für virtuell. Überall dort, wo keine anderen Möglichkeiten gesehen wurden, wurde eingefügt: aus Eigenmitteln. Es wurde nicht überprüft, ob die Eigenmittel überhaupt aufgebracht werden können.

Ich möchte eine andere Prioritätenliste. Denn ich sehe einen falschen Denkansatz: die Gemeinden werden als eine Gruppe neben anderen eingestuft, sie stehen auf der gleichen Ebene wie andere Aktivitäten. Das ist in meinen Augen falsch. Die Gemeinden sind die Grundlage der Kirche. In ihnen wohnen die Menschen für die wir da sind, und finanziell gesagt: in ihnen wohnen die Kirchensteuerzahler, die ein Recht darauf haben, dass wir uns um sie bemühen. Ich möchte deshalb, dass die Gemeinden wieder als Grundlage der Kirche gesehen werden, und, dass sie finanziell und personell so ausgestattet werden, dass sie dies auch sein können. Sie können bis zu einer gewissen Größenordnung gekürzt werden. Doch darüber hinaus nicht. Der fehlende Betrag muss dann in den Bereichen oberhalb der Gemeinde eingespart werden.

Wenn die Haushaltsvorgaben aber so bleiben, wie sie sind, dann kann man den Gemeinden nur sagen: Gehet hin in Frieden und wundert euch, dass eure Kirche euch nicht mehr braucht.

*Bernd Saal,
Pfarrer in Coburg*

Es geht ums Geld!

Von den 30 Vikarinnen und Vikaren, welche die Theologische Anstellungsprüfung 2003/1 bestanden haben, werden laut Amtsblatt gerade mal sechs im »normalen« Gemeindedienst eingesetzt, die anderen in Spezialdiensten, davon viele im RU. Auch wenn es so angekündigt war: als ich es schwarz auf weiß vor Augen hatte, empfand ich es dann doch als schockierend. Der Einsatz im RU erfolgte zum Teil gegen den Willen der Betroffenen, und dies in einer Zeit, in welcher der Stellenwert der ganz normalen Gemeindegemeinschaft bei manchen

jungen Theologinnen und Theologinnen eher sinkt (was auch dem Einsatz vergangener Examensjahrgänge schon zu entnehmen war – der Satz »unter gleichzeitiger Beurlaubung...« scheint mittlerweile eher die Regel als die Ausnahme zu sein). Von Konzepten, der Gemeindemüdigkeit entgegen zu wirken ist wenig zu spüren; es ist zu befürchten, dass sie unter diesen Umständen noch zunehmen wird. In einem Vortrag, den Landesbischof Dr. Johannes Friedrich im Jahr 2002 vor der Mitgliederversammlung des Pfarrerrinnen- und Pfarrervereins gehalten hat (KORRESPONDENZBLATT Juni 2002 – lesenswert!) klang das noch ganz anders: »Der Gemeindepfarrer, die Gemeindepfarrerin ist 2002 so wichtig wie nie zuvor.« Frage: Sind all die guten Vorschläge von damals inzwischen durch die finanziellen Situation der Landeskirche Makulatur geworden? Noch etwas im Zusammenhang mit dem Einsatz der jungen Kolleginnen und Kollegen überwiegend im RU: Folgt man dem Bericht aus der Pfarrerkommission im KORRESPONDENZBLATT vom Oktober 03, so geht daraus endlich mal mit wünschenswerter Deutlichkeit hervor, dass der primäre Grund des Einsatzes von Pfarrerrinnen und Pfarrern im RU das Geld ist und alle inhaltlichen Argumente dafür in Wirklichkeit nur nachgeschoben sind. So betrifft die Frage der Schmalspur-Ausbildung ja nicht nur die jetzt im vollen Schuldienst tätigen jungen Kolleginnen und Kollegen. Auch ein/e im Gemeindedienst eingesetzte/r Pfarrer/in hat per Dienstauftrag nach dem Vikariat selbstverständlich für jede Schulart kompetent zu sein – von der Sonderschule angefangen bis zur Kollegstufe eines Gymnasiums, eben dort, wo er oder sie gerade »gebraucht« wird. Frage: warum werden eigentlich für die verschiedenen Schularten Fachlehrerinnen und -lehrer ausgebildet, wenn wir Pfarrerrinnen und Pfarrer dies alles auch ohne eine solche können, und das in einem vergleichsweise schwierig zu unterrichtenden Fach wie Religionslehre? Die Probleme damit werden weitgehend tabuisiert, denn es ist gut, wenn die Öffentlichkeit diese nicht allzu deutlich wahrnimmt. Der Standartsatz für diese Tabuisierung lautet: »Sie machen das schon«. Ich persönlich werde mich an diesen Zwang zum Dilettieren wohl nie gewöhnen, und zwar nicht nur wegen meinen Befindlichkeiten, die natürlich auch eine Rolle spielen, sondern auch im Hinblick auf die mir anvertrauten Menschen. Fortbildungsangebote kön-

nen dem nur begrenzt aufhelfen, außerdem entzieht mich jede Fortbildungsmaßnahme noch mehr der Gemeinde, was ich als zunehmend problematisch empfinde. Berücksichtigt man alle Faktoren: die Auswirkungen auf die zu unterrichtenden Kinder und Jugendlichen, auf die Gemeinden, auf die Pfarrerrinnen und Pfarrer und auch auf die Kirche insgesamt, so befürchte ich, dass die Nachteile der Zwangsverpflichtung zum RU gegenüber den Vorteilen auf Dauer überwiegen. Dass bei anderen Lösungen auch über den finanzielle Aspekt nachgedacht werden müsste, wäre für mich persönlich im Übrigen selbstverständlich.

*Friedrich Jehnes
Pfarrer in Bayreuth*

Eine Lobby für geschiedene Pfarrfrauen –

wo gibt's denn so was?

... in allen Kirchen der EKD, auch in unserer!

Vertreterinnen aus allen Gliedkirchen der EKD trafen sich ein Wochenende lang in Ratzeburg,

- um Erfahrungen auszutauschen
- um zu hören, was in den jeweiligen Landeskirchen an Hilfsangeboten abgerufen werden kann
- um Pläne für die weitere Arbeit zu fassen
- um sich einfach kennenzulernen.

Wenn man davon ausgeht, dass etwa ein Drittel aller Pfarrersehen geschieden werden, dann gibt es allein in unserer Landeskirche rund 500 betroffene Familien.

Wer in der Zeit der Trennung und für die Scheidung praktischen Rat, juristische Hilfe oder schwesterliche Solidarität braucht, für die gibt es als Anlaufstelle das

Team für Pfarrfrauenarbeit in Bayern

in der Fachstelle für Frauenarbeit der Ev.-Luth. Kirche in Bayern im FrauenWerk Stein e.V.

Deutenbacher Str. 1,
90547 Stein

Tel.: 09 11 / 68 06 -132

Fax: 09 11/ 68 06 - 177

lippert-harder@frauenwerk-stein.de

Herta Leipold

Ankündigungen

Pfarrfrauenarbeit

■ Tag für getrennt lebende und geschiedene Pfarrfrauen

27. 3. 2004

Ort: Tagungs- und Gästehaus Stein

Kosten: 8 Euro

Informationen: Fachstelle für Frauenarbeit, Deutenbacher Str. 1, 90 547 Stein, Tel.: 09 11 – 68 06 – 132, Fax: -177

die gemeinde akademie

■ Mit Ehrenamtlichen zusammenarbeiten

Ein Training für Hauptberufliche, die als Leiter/in mit Ehrenamtlichenzusammenarbeiten
17. bis 19. März 2004

Ort: Gemeindeakademie Rummelsberg

Themen: Was wollen und erwarten Ehrenamtliche? - Was bedeutet das für meine Rolle als Hauptberufliche/r? - Ehrenamtliche leiten - wie sieht das konkret aus?

Kosten: 145 Euro inkl. Übernachtung und Verpflegung, (FEA/FED/FRED/FEB 225, Teildienst 180)

Leitung: Dr. Bernhard Petry

Anmeldung bitte schriftlich an: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck, Tel: 0 91 28 / 9122 0, Fax: 9122 20, e-mail: gemeindeakademie@elkb.de

Gottesdienst-Institut

■ Weil jede/r was zu sagen hat- mit der ganzen Gemeinde verkündigen?!

BIBLIOLOG

2.2., 15.00 Uhr - 6. 2.04, 13.00 Uhr

Ort: Studienzentrum Josefstal

Bibliolog ist eine neue Form der kommunikative Bibelarbeit und Verkündigung, verzichtet auf darstellendes Spiel, ist auf den Bibeltext konzentriert und eignet sich für die Verkündi-

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Benjamin Immanuel und Johanna Sophie, Kinder von Cornelia Egg-Möwes und Frank Möwes, am 22.9. in Fürth (Oberasbach)

Gestorben sind:

Grete Carl geb. Herrmann, 90 Jahre, Witwe von Walter Carl, zuletzt Pfarrer in Bieswang, am 6.8. in Schweinfurt

gung in Gottesdienst, Andacht und Bibelarbeit, sowie für die Schul- und Konfirmandenarbeit.
Referentin: Dr. Uta Pohl-Patalong, Hamburg
Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf
Kooperation Gottesdienst-Institut mit Studienzentrum für Ev. Jugendarbeit Josefstal, e.V.
Kosten: 296 Euro

■ Predigt schreiben als geistlicher und handwerklicher Vorgang

5. Februar, 10.00 – 17.00 Uhr

Ort: Gottesdienst-Institut Nürnberg
Fortbildungstag für alle, die sich Impulse für die homiletische Arbeit wünschen.
Referent: Prof. Dr. Manfred Seitz, Erlangen
Leitung: Ursula Schamberger
Kosten: 30 Euro (mit Verpflegung)

■ Praxistag: Time-out- Gottesdienste

7. Februar 2004, 10.00 – 17.00 Uhr

Ort: Gottesdienst-Institut Nürnberg
Vorstellung eines praxiserprobten ökumenischen Gottesdienstmodells für Jugendliche und junge Erwachsene.
Referenten: Time-out-Team Aschaffenburg

Leitung: Jens Uhlendorf, Gottesdienst-Institut
Kosten: 30 Euro (mit Verpflegung)

■ Liturgische Präsenz, Grundkurs

16. – 20. Februar 2004

Ort: Tagungsstätte Wildbad Rothenburg
Ansatz und Arbeitsweise der Liturgischen Präsenz werden unter der Anleitung von Schauspielern und Regisseur Thomas Kabel vermittelt, die eigene Rolle und das Handeln als Liturg/Liturgin werden reflektiert und weiterentwickelt.

Referent: Thomas Kabel, München

Leitung: Konrad Müller, Gabriele Lübke, Gottesdienst-Institut Nürnberg

Kosten: 425 Euro (UV und Kursgebühr)

■ Homiletische Frischzellen III

In der Passions- und Osterzeit predigen

19. – 20. Februar 2004

Ort: Diakonissenanstalt Augsburg
Impulse und Anregungen für die homiletische Gestaltung der schwierigen Episteln der Predigtreihe II in der Passions- und Osterzeit.
Referent: Reinhold Morath, Gottesdienst-Institut

Leitung: Jens Uhlendorf, Gottesdienst-Institut
Kosten: 60 Euro UV; 30 Euro Kursgebühr

Letzte Meldung

»Sonst sehe ich niemanden, der nicht da ist.«

*Anwesenheitskontrolle
durch den Vorsitzenden*

Bayerische Pfarrbruderschaft

■ Medien und Krieg

Wie Krisen erzeugt und Kriege legitimiert werden

Montag, 12. Januar 2004, 9.30 bis 16.00

Ort: Gemeindehaus St. Egidien, Nürnberg
Andacht zu Beginn in der Tetzlkapelle, Referentin: Sabine Schiffer, Medienpädagogin (Erlangen),

Kosten: 13,00 Euro inkl. Mittagessen und Kaffee

Anmeldung bis 7.1.2004 an: Dr. Bernd Busch, Valentin-Kindlin-Str. 7, 86 899 Landsberg, Fax: 0 81 91 / 94 32 65

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Freimund-Verlages bei.
Wir bitten um freundliche Beachtung!

Familienzentrum

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de
Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de